ORA ET LABORA

Bete und Arbeite!

St. Peters Bote.

Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung.

U.I.O.G.D.

Auf daß in Allem Gott verherrlicht werde!

No. 33
26. Jahrgang

Münster, Sask., Donnerstag, den 26. September 1929

Fortlaufende No. 1334

Welt-Rundschau

Versammlung des Völkerbundes in Genf

Aufgrund der Reden des englischen Premiers Mac Donald und seines Außenministers Henderson bei Beginn der Sitzungen des Völkerbundes konnte vor zwei Wochen die Hoffnung ausgesprochen werden, daß ein frischer Zug in die Verhandlungen kommen und der Völkerbund einem bisher nur scheinbar verfolgten Ziele, dem internationalen Frieden, zusteuern werde.

Hinsichtlich der Fakultativklausel in dem Protokoll zum Weltgerichtshof hielt Mac Donald Wort, die Klausel wurde am 20. September von England unterzeichnet. Dem Beispiele Englands folgten Frankreich und einige andere Nationen. Die von England gemachten Vorbehalte sind derart, daß sie dem Wesen des Weltgerichtes in keiner Weise widerstreiten. Mit dieser Unterschrift nahmen diese Nationen die Pflicht auf sich, sich dem Urteil des Weltgerichtshofes in internationalen Streitigkeiten unbedingt zu unterwerfen. Das ist gewiß ein bedeutender Schritt zum Weltfrieden, zumal Hoffnung besteht, daß das Beispiel Englands u. Frankreichs noch mehrfach Nachahmung finden werde, so daß über kurz oder lang fast alle Nationen der Welt Mitglieder des obligatorischen Weltgerichtes sein werden. Es besteht jetzt auch die begründete Hoffnung, daß sich die Ver. Staaten in Bälde dem Weltgerichtshofe anschließen werden.

Auch das in Mac Donald's Rede angekündigte Uebereinkommen Englands und Amerikas hinsichtlich der Seerüstungen mag der Verwirklichung näher gekommen sein. Denn es steht nun fest, daß Mac Donald am 28. September seine Reise nach Amerika antreten wird, um sich mit Hoover, dem Präsidenten der Ver. Staaten, persönlich über die Angelegenheit zu besprechen. „Es besteht jedoch gegenwärtig nicht die Absicht, zwischen England und Amerika ein festes Seeabkommen zu schließen, sondern nur zu einem einstweiligen Einverständnis zu gelangen, das dann im kommenden Monate Januar als Unterlage bei der einzuberufenden Konferenz der fünf großen Seemächte: England, Ver. Staaten, Frankreich, Italien und Japan, dienen könnte. Es ist bereits fast sicher, daß eine solche Konferenz stattfinden wird. Ueber den Ort der Zusammenkunft besteht noch keine Gewißheit.

Hier sind also zwei erfreuliche Tatsachen, welche dem allgemeinen Verlangen nach Weltfrieden Rechnung tragen und die Hoffnungen der Friedensfreunde zu stärken geeignet sind. Doch haben, strenge genommen, diese zwei Tatsachen mit dem Völkerbunde in Genf nichts zu tun, sie kamen außerhalb desselben und vor den Sitzungen der gegenwärtigen Versammlung zustande. Mac Donald erwähnte sie in einer Rede nur zu dem Zwecke, den Völkerbund selbst aus seiner Erstarrung aufzurütteln und zum Handeln anzuspornen. Nach dem bisher Geschehenen ist es sehr zweifelhaft, ob ihm das gelungen ist."

Lord Cecil, der offizielle Vertreter Englands in Genf, machte die Probe aufs Exempel. Am 16. September legte er eine Resolution vor, die folgendes enthielt: „Wir sind vollständig davon überzeugt, daß eine Abrüstung der ganzen Welt zu Lande und zu Wasser notwendig ist, und wir hoffen, daß das Komitee seine Aufgabe gründlich durchführen wird. Mit der Abrüstung muß so bald als möglich begonnen werden. Wir ersuchen nun das Komitee, folgende vier Punkte einer Erwägung zu unterziehen:

1. Unter welchem Gesichtspunkte wird das Komitee die Festsetzung der Höchstgrenze für die zulässige Macht eines Staates zu Lande oder zu Wasser vornehmen?
2. Unter welchem Gesichtspunkte soll die Festsetzung der Höchstgrenze für eingeübte Truppen stattfinden?
3. Wie gedenkt das Komitee die Höchstgrenze für die Herstellung von Waffen und Munition festzustellen?
4. Gedenkt das Komitee eine Kommission zu bilden, welche die genaue Ausführung ihrer Anordnungen überwacht?"

Drei Tage später, am 19. September, erschien Lord Cecil vor der vorbereitenden Abrüstungskommission, um seine Fragen durch entsprechende Vorschläge zu ergänzen. Wie bekannt, liegt die Frage betreffs Abrüstungen noch immer in den Händen einer „vorbereitenden" Kommission, deren angebliche Aufgabe es ist, einer allgemeinen Abrüstungskonferenz des Völkerbundes vorzuarbeiten, dieser gleichsam die Wege zu ebnen. Deren wahre Aufgabe aber, wenn man ihre bisherige Tätigkeit betrachtet, scheint zu sein, alle Vorschläge, die auf wirkliche Abrüstung abzielen, auf die lange Bank zu schieben, wo sie in Vergessenheit geraten. Lord Cecil also erschien vor dieser Kommission und hatte als Einleitung ungefähr dieses zu sagen: „Wirkliche Beschränkung der Waffenrüstungen bildet den einzigen direkten Schritt, den der Völkerbund unternehmen kann, um zukünftige Kriege zu verhindern. Was der Bund sonst getan hat, Schiedsgerichte, Sicherheit usw., hängt vom guten Willen der einzelnen ab und bildet kein direktes Mittel zur Verhinderung der Kriege. Seit 1927 hat die Abrüstungskommission so gut wie nichts getan. Die Begrenzung der Seerüstungen außerhalb des Völkerbundes wird weder zum Frieden noch zur allgemeinen Abrüstung etwas beitragen. Die Mehrheit der vergangenen Kriege wurde zu Land geführt." — Dann bestand er in deutlichen Vorschlägen auf Begrenzung der Rüstungen zu Wasser, zu Land und in der Luft, **einschließlich der geschulten Reserven**; auch schlug er die Errichtung einer internationalen Kontrolle zur Ueberwachung der Fabrikation von Waffen und Munition und zur Durchführung der Abrüstungskonventionen vor.

Mac Donald und Henderson hatten bloß allgemein über Frieden und Abrüstung gesprochen und dadurch Beifall und Begeisterung ausgelöst. Anders war es mit Lord Cecil, der sich nicht mit Allgemeinheiten befaßte, sondern den Finger kräftig auf die Wunde legte. Deshalb machte sich sofort starker Widerspruch dagegen bemerkbar. Die Einbringung dieser Vorschläge zu dieser Zeit wurde als unangebracht bedauert, dieselben hätten bis zur Zusammenkunft der Abrüstungskonferenz verschoben werden müssen. Von französischer Seite fiel sogar die Bemerkung, daß die Annahme dieser Vorschläge den Todesstoß gegen den Völkerbund bedeuten würde. Besonders groß war die Erbitterung in französischen, aber auch in italienischen Kreisen über den Vorschlag zur Beschränkung der ausgebildeten Reserven. Dieser Hinweis traf besonders Frankreich hart. Hatten sie sich nicht im vergangenen Jahre durch Eingehung einer eigenen Entente von England das Versprechen erkauft, daß bei künftigen Verhandlungen über Abrüstung niemals mehr von einer Beschränkung der geschulten Reserven die Rede sein solle? Man kann deshalb die Bemerkung verstehen, daß Lord Cecil's Vorschläge Prinzipien, über die man sich in früheren Konferenzen geeinigt hätte, in Frage stellten.

Der Widerstand gegen Cecil's Vorschläge wurde so stark und die Aussichtslosigkeit für deren Annahme so klar, daß er es für geraten hielt, dieselben zurückzuziehen. Doch behielt er sich das Recht vor, die ganze Frage später wieder aufzurollen.

Man hat den Rückzug Cecil's teilweise als eine Niederlage der englischen Arbeiterpartei bezeichnet, deren Programm die Vorschläge entnommen sind. Doch kaum mit Recht. Ohne Zweifel hätte ein Bestehen darauf zur gegenwärtigen Zeit den Erfolg der Flottenverhandlungen in Frage gestellt, ja es wäre Gefahr gewesen, daß Frankreich und Italien, vielleicht sogar Japan, ihre Zustimmung zu einer Flottenkonferenz ganz verweigert hätten. Und obwohl die Abrüstungsfrage auf dem toten Punkte angelangt ist und sich wenigstens in dieser Versammlung des Völkerbundes nicht mehr davon entfernen wird.

(Fortsetzung von Seite 1)

Muß man seine Zeitung auch bezahlen?

Wenn man nach dem gesunden Menschenverstande urteilen will, — und derselbe drückt, was Recht und Gerechtigkeit betrifft, für gewöhnlich die Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes aus — so muß man diese Frage unbedingt mit „Ja" beantworten. Gibt es aber da keine Ausnahmen? Nein, außer der, daß die Redaktion sie freiwillig umsonst, als Geschenk liefert oder als Vergütung für einen geleisteten Dienst.

Mancheiner denkt und handelt folgendermaßen — ob mit gutem oder bösem Gewissen, das können wir nicht beurteilen —: Wenn das Abonnement ausläuft, so erneuert er es nicht mehr; er bestellt aber die Zeitung auch nicht ab, sondern nimmt sie regelmäßig in Empfang wie vorher. Bekommt er dann eine Rechnung, so antwortet er, er hätte die Zeitung nicht weiter bestellt, sei also auch nicht verpflichtet, sie zu bezahlen; wenn die Redaktion sie ihm nicht umsonst schicken wollte, so hätte sie dieselbe behalten sollen. Das solle — so meint er — überhaupt die Regel sein, daß das Schicken der Zeitung eingestellt werde, sobald das Abonnement abgelaufen und nicht wieder erneuert worden sei.

Auf den ersten Blick sieht eine solche Beweisführung ganz vernünftig aus, und allem Anscheine nach gelingt es manchem, sich selbst dadurch zu überzeugen und sein doch etwas zweifelhaftes Gewissen damit zu beschwichtigen. In Wirklichkeit jedoch ist die Beweisführung falsch und der daraus gezogene Schluß ist ein Trugschluß. Und ist es dem Beweisführer gelungen, sein Gewissen einzuschläfern, so hat er sich eben — ob absichtlich oder unabsichtlich, das bleibe dahingestellt — ein falsches Gewissen zurecht gerichtet.

Um das Letzte zuerst in Betracht zu ziehen: Große, tägliche Zeitungen, besonders jene in der Landessprache, befolgen die Regel, daß das Schicken der Zeitung an dem Tage eingestellt wird, an dem das Abonnement abläuft, falls dieses nicht erneuert wird. Und wenn wir nicht irren; ist das in den Ver. Staaten, und wahrscheinlich auch anderswo, eine vom Postal Department erlassene Vorschrift für alle Zeitungen.

Aber, während sich große, tägliche Zeitungen das leisten können und eine solche Vorschrift in Wirklichkeit zu ihren Gunsten erlassen ist, würde sie für eine kleine, wöchentliche Zeitung den Todesstoß bedeuten, wollte diese sich genau daran halten. Gilt dies schon von kleinen weltlichen Zeitungen in der Landessprache, so viel mehr von den in fremden Sprachen geschriebenen, und noch viel mehr von katholischen Zeitungen. Nicht katholische religiöse Zeitungen hatten wahrscheinlich dieselbe Erfahrung.

Gesetzt den Fall, der St. Peters Bote oder der Prairie Messenger oder irgendeine andere wöchentliche Zeitung würde diese Anweisung pünktlich befolgen, was wäre die Folge davon? In weniger als einem Jahre hätte die Zeitung nicht mehr genug Abonnenten, um den Betrieb über Wasser zu halten; sie müßte einfach ihr Erscheinen einstellen. Fast jeder Abonnent, dem unmittelbar nach Ablauf des Abonnements die Zeitung nicht mehr zugeschickt würde, würde in hellem Unwillen entflammen und sich denken und sagen: „Ich habe immer meine Zeitung bezahlt, wenn ich auch manchmal etwas spät war; hie und da vergißt man halt darauf oder hat gerade keine Zeit oder das Geld ist knapp. Aber die sollten nicht denken, daß ich deshalb unehrlich oder bankerott bin. Jetzt will ich die Zeitung auch gar nicht mehr haben!" Daß eine solche Vermutung nicht aus der Luft gegriffen ist, das beweisen eine Anzahl von Briefen, die in der Redaktion aufbewahrt werden, geschrieben von solchen, welchen die Zeitung entzogen wurde; weil sie für mehrere Jahre nicht bezahlten und auf die ihnen zugeschickte Rechnung nicht einmal eine Antwort gaben.

Die vom Postal Department gegebene Anweisung ist ein Rat und kein Gesetz. Wäre sie ein Gesetz, so müßte für Uebertreter eine Strafe darauf gesetzt worden sein. Dann könnte aber auch jede Zeitung, sogar die kleinste, sie befolgen. Würde z. B. das Postal Department sich weigern, eine Zeitung an einen Abonnenten zu befördern, dessen Abonnement abgelaufen ist, so könnte kein Abonnement, der sie nicht mehr bekommt, die Redaktion dafür tadeln, würde sich also auch nicht versucht fühlen, an der Redaktion dafür Rache zu nehmen. Wie es aber ist, würde aller Tadel und die Rache auf die Zeitung fallen.

Kleinere Zeitungen können also die Zusendung nicht einstellen, sobald das Abonnement abgelaufen ist, außer sie wollen Selbstmord begehen. Das wissen oder fühlen auch alle Abonnenten, und wahrscheinlich jene nicht am wenigsten, die sich um die Bezahlung herumdrücken möchten. Es ist auch ganz unbegreiflich, wie ein ehrlicher Mensch diese zwei Dinge zusammenreimen kann: auf der einen Seite, sich vorzunehmen, die

(Fortsetzung von Seite 4)

50 Jahre nach Leos XIII. Enzyklika gegen den Sozialismus

Der Siegeszug des Sozialismus und unsere Aufgabe

Von Professor Dr. Ferdinand Heinrich („Schönere Zukunft")

Die folgenden Darlegungen werden vor allem als Anregung zur Gewissenserforschung veröffentlicht. Die Schriftleitung identifiziert sich nicht mit allen Einzelauffassungen.

Die Schriftleitung der „Schöneren Zukunft."

In fast allen europäischen Staaten, mit Ausnahme Italiens und Spaniens, wo die Diktatur ihn an die Kette gelegt hat, gewinnt der Sozialismus Zug um Zug an Boden. In Deutschland erreichten die Sozialdemokraten und Kommunisten bei den letzten Wahlen zum Reichstag 40 Prozent der abgegebenen Stimmen. In Oesterreich erreichten sie bei den letzten Parlamentswahlen einen noch höheren Prozentsatz. Ein Mathematiker könnte mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung wohl schon heute annäherungsweise den Zeitpunkt angeben, an welchem der Sozialismus die schlechthin entscheidende politische Macht in Europa darstellen wird.

Wenn man die katholische Durchschnittspresse Mitteleuropas liest, stößt man immer wieder auf Versuche, die Tatsache des stetigen Machtgewinnes des Sozialismus wegzuleugnen oder zu verschleiern. Solche Vogelstraußpolitik ist höchst gefährlich; sie schläfert die noch wachen Menschen ein und macht sie glauben, daß, wenn nur die Wählerklasse der „Weltanschauungsparteien" immer gut gefüllt ist, die Sozialdemokratie sehr bald wieder aus ihren Machtstellungen verdrängt sein wird. Während man so die Katholiken in Sorglosigkeit wiegt, schreitet der Sozialismus von Sieg zu Sieg.

Wir stehen heute mitten im Entscheidungskampf um die Fundamente des Gesellschaftsbaues. Das Proletariat ist zum Aeußersten entschlossen. Es glaubt mit unerschütterlicher Festigkeit daran, daß die Stunde seiner Erlösung, seiner Entsklavung nahe ist. Allein vom Sozialismus erwartet es sich seine Erlösung, und solange es auf der Gegenseite an einem durchgreifenden Entproletarisierungsversuch fehlt, wird sich nicht nur kein sozialistischer Proletarier bekehren, sondern es werden im Gegenteil auch diejenigen, die heute noch außerhalb des sozialistischen Lagers stehen, allmählich sich um die Fahne Marxens scharen. Sogar religiöse, kirchentreue Proletarier verlassen in immer größerer Zahl das sinkende Schiff des „bürgerlichen" Antimarxismus. Die Religions- und Kirchenfeindschaft des Sozialismus schreckt sie nicht mehr. Sie hoffen, daß die nach ihrer Ansicht vor allem durch die enge Verbindung von Kirche und „bürgerlichem" Parteibetrieb bedingte Religions- und Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie um so eher abgebaut werden wird, je mehr kirchentreue, religiöse Menschen in die sozialistische Kampfgemeinschaft des Proletariats eintreten. Schon heute gibt es in Oesterreich, Deutschland und Frankreich praktizierende Katholiken, die sich ohne Gewissensbedenken der neuen religiös-sozialistischen Bewegung angeschlossen haben. Aus Geist und Kraft des Christentums heraus wollen sie den Sozialismus heben. Mit Monsignore A. Schaurhofer, dem unlängst in Wien verstorbenen priesterlichen Sozialapostel, glauben sie, „daß es sich beim Sozialismus im wesentlichen nicht um eine Irrlehre handelt, der die Menschen wahnbefangen glauben, nicht um eine Partei, die allen möglichen Umsturz will, nicht um eine Weltanschauung, die die Inkarnation des Atheismus darstellt, sondern daß die sozialistische Bewegung zutiefst ein Ringen ist nach einem Reiche der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Liebe, ein Protest gegen das Entschwinden christlicher Kulturideale, ein Denken und Streben, das jener Bewußtseinswelt entstammt, die das Christentum in jahrtausendelanger Arbeit in der Menschheit erzeugt hat".

Natürlich ist hier viel, viel Häretisches, Unchristliches, ja Dämonisches im Weltanschaulichen des Sozialismus übersehen: die ausgesprochene Diesseitigkeit der führenden Theoretiker des Marxismus, die Verkennung des Erlösers, die Leugnung des Jenseitsgedankens, der irdisch gewandte jüdische Messianismus, bedingt durch den bestimmenden Einfluß einzelner Juden auf die Ideenwelt des Marxismus; auch viel ganz Unhaltbares im Wirtschaftsprogramm der Sozialdemokratie. Das von den religiösen Sozialisten übernommene marxistische Expropriationsprogramm ist unmöglich, die Verneinung des Privateigentums an Produktionsmitteln, die das Kernstück der marxistischen Wirtschaftsprogrammatik bildet, kann moraltheologisch nicht sanktioniert werden. Trotzdem besteht die Tatsache, daß der Sozialismus heute bereits auf kirchlich gesinnte Kreise, die ihm bisher unzugänglich waren, übergreift. Diese Tatsache zwingt zu ernstestem Nachdenken. Forschen wir nach den Ursachen dieser Erscheinung, so sehen wir deren zwei besonders hervortreten: 1. Die für den Großteil des Proletariats auf die Dauer völlig unerträgliche seelische und wirtschaftliche Lage, welche der moderne Kapitalismus geschaffen hat; 2. Das Fehlen entsprechend allgemeiner, entsprechend radikaler, großzügiger Maßnahmen gegen den Kapitalismus.

In welcher Lage befindet sich das Proletariat? Es ist besitzlos, standlos und berufslos. Der Proletarier verfügt außer über seine persönliche Arbeitskraft über keinerlei sonstige Wirtschaftsmittel. Selbst wenn er sich auf das Ein- oder Zweikindersystem festlegt, hat er in der Regel keine Möglichkeit, größere Ersparnisse zu machen. Er muß daher nicht nur selbst zeitlebens Proletarier bleiben, sondern sich auch damit abfinden, daß seine Kinder und Kindeskinder dasselbe soziale Schicksal haben, unter dem er sein ganzes Leben lang unsagbar gelitten hat. Seine Besitzlosigkeit bedeutet Unselbständigkeit, Abhängigkeit von den wirtschaftlich Mächtigen und damit zugleich die Unfähigkeit, sich, wie der biblische Kulturauftrag es will, die Erde untertan zu machen. Das heißt: Der moderne Proletarier ist zu einer Art ökonomischen Mönchtums gezwungen, ohne die Verpflichtung dazu zu haben. Die ständige Unsicherheit seines wirtschaftlichen Daseins prägt seine Psyche. Er lebt von der Hand in den Mund. Wenn darum der Proletarier areligiös oder gar religionsfeindlich ist, so muß der Grund dafür meist in der geistigen Orientierung auf kurzeste Sicht, zu der der Proletarier sich verleitet fühlt, gesucht werden. Der Proletarier ist berufs- und standlos. Viele haben heute gar keine Vorstellung

(Fortsetzung auf Seite 8)

Wohin?

Erzählung von Redeatis

(Fortsetzung)

„Das ist herrlich!" so klang's von allen Seiten, „und ich wollte, daß es Mutter in Marienbad gefiele, daß sie noch lange nicht ans Heimkehren denkt!" so rief Stephan vergnügt. „Ich will dich ja abkonterfeien, meine Kleine." Auch Frau Anna sagte ein paar Worte, die ihre Freude über den längeren Besuch ihrer Schwester bekunden sollten, obgleich weder auf ihrem Gesichte noch aus ihrer Stimme etwas davon zu spüren war; doch schadete das nichts, denn keiner hatte acht auf die Wirtin, obgleich sie doch in diesem Fall die Hauptperson war. Man nahm eben an, daß sie sich über ihren jungen Gast freute wie alle Welt.

Doch da fuhr der Wagen schon vor, der Lindner an die Bahn bringen sollte.

„Kinder, wollt ihr mich nicht an die Station bringen?" fragte dieser, noch immer in allerbester Laune, sich vornehmlich an Anna, seine Aelteste, wendend.

Die aber sagte hastig, und das Blut stieg ihr dabei in den Kopf: „Es tut mir leid, Vater, aber mich hält meine Wirtschaft. Hab noch zu schaffen."

„Kann's nur denken, Kind; also adjes." Er küßte Anna herzhaft auf beide Wangen, auch von der Tante nahm er herzlichen Abschied. Währenddessen hatte sich sein Wagen schon bedenklich gefüllt, daß bald für den Abreisenden, die Hauptperson, kein Platz darin gefunden worden wäre. Rose-Marie, Stephan, Robert und klein Dorchen, alle wollten sie Vater Lindner das Geleit geben. Nur Tante Eschenbach und Frau Anna blieben zurück. Ja, wenn Frau Anna gewußt hätte, daß der Wagen sich so füllen würde, sie wäre die erste gewesen, die hineingeseitigen wäre.

Da fuhren sie hin, lachend und scherzend, und keiner hatte noch einmal gefragt: „Willst du denn wirklich nicht mit?" Ja, was fragte man denn nach ihr? Hatte sie nicht ihr Lebtag Aschenbuttel sein und opfern und hingeben müssen, was ihr das Liebste war?

12. Kapitel

Herrlich war's in Rockwitz. Täglich sagte das Rose-Marie, und die „Brüder" sagten es ihr nach, und gar nicht fiel es ihnen ein, daß es eine im Hause geben konnte, die nicht so dachte.

Und doch wäre es wohl auf Frau Annas Gesicht zu lesen gewesen, daß sie diese eine war. Aber wer sah sie an? Wer kümmerte sich um sie? Es war Heuernte, da gab's für die Hausfrau viel zu tun, das war verständlich, gar nichts von Frau Annas Passion für Gelehrsamkeit zu sagen. Wie hätten sie sich also wundern können, wenn sie unsichtbar blieb? Im Gegenteil, es passierte dem jungen Volk, daß es morgens ausrückte, ohne Frau Anna etwas davon zu sagen. Es kam so zufällig, daß man über den Garten hinaustrollte, oder diesen und jenen Besuch im Dorfe machte. Rose-Marie hatte einen plötzlichen Einfall, die „Brüder" fanden ihn reizend, und so wurde er eben ausgeführt. Anna konnte natürlich nicht jeden Augenblick dafür bereit sein.

Sodann kamen die Sitzungen. Rose-Marie mußte Stephan Modell sitzen. Er wollte ja sein Schwesterchen seinen Sonnenstrahl, abkonterfeien. Eigentlich wäre das schrecklich langweilig gewesen, und sie hätte auch gewiß nicht stillgesessen, wenn Robert nicht währenddessen vorgelesen, oder sie ihn zum Plaudern gehabt hätte. So aber waren auch die Stunden im Atelier reizend. Und waren sie das, warum lud man die ältere Schwester nicht auch dazu ein? Etwa weil sie immer dazu willkommen war? Vielleicht war es so, denn auch Tante Eschenbachs Gegenwart wurde nicht ausdrücklich gewünscht, und sie schien das durchaus nicht übel zu nehmen. Sie kam, wenn sie Zeit hatte, blieb ein halbes Stündchen oder guckte nur eben hinein, wie es ihr beliebte, sich augenscheinlich nie als Störenfried oder unwillkommen erachtend.

Und auch Anna hätte so tun sollen, allein sie konnte es nicht. Wohl kam sie zuweilen, aber nicht mit herzlichem Wort oder warmer Teilnahme; sie kam mit ernstem Gesicht od. frostigem Lächeln, und setzte sie sich, um zu bleiben, so war sie gewiß nur Statistin. Ja, wenn sie lieber still saß und nicht mitreden mochte, da ließ man sie tun, wie ihr beliebte, und vergaß schließlich ihre Gegenwart. Daß sie empfindlich war, sich gereizt fühlte, fiel keinem ein. Welche Ursache hatte sie denn auch dazu gehabt?

Und selbst als die Rede darauf kam, daß Stephan eigentlich Anna hatte malen wollen, fühlte sich der junge Künstler durchaus frei von Schuld. Er hatte seine Schwester malen wollen in der hübschen, kleidsamen Tracht, als junge Bäuerin, so wie sie ging als junges Mädchen und auch noch als junge Frau, das war malerisch; wenn sie jedoch so nicht mochte, wartete er lieber, bis sie zu ihrer alten Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Ueberzeugung bekehrt hatte, daß sie als Stadtdame ein besseres Modell für seinen Pinsel böte. Stephan hatte so lachend gesagt und sich durchaus keine Skrupel gemacht, sein jüngstes Schwesterchen statt der älteren zu malen. Sie war gar so hold, seine süße, kleine Rose-Marie, just wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt, warum er doch Rose-Marie als „Dame" male?

„Ich male sie ja gar nicht als solche, ich male ein Elfenkind, ein Schwesterchen, oder Prinzessin Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Dame gekleidet ist, wie du sagst. Wir Künstler sind eben ein eigen Volk, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechten." Frau Anna hatte nichts darauf erwidert. Was hätte sie auch sagen sollen?

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dareingeschaut und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Hoffnung zu hoffen?

Frau Anna preßte die Hand gegen ihr stürmisches Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entsagen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Noch war Rose-Marie nicht in die Welt eingeführt; war sie es, würde sie sich darin verlieren, genießen, was es zu genießen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose-Marie sein Glück ausmachte, sie mußte dennoch sein Unglück werden, und Rose-Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem leichten, auf das Aeußerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzichten — deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Brüder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißersehnte Zeit abkürzen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose-Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose-Maries mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eschenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Gab es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht genehm sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die entgegengesetzte Wirkung haben von der, die sie beabsichtigte. — So blieb der Brief ungeschrieben und Annas Herz jeden Tag mehr von eifersüchtiger Sorge zerrissen. Wenn ihre Gäste mehr Zeit für ihre arme Wirtin übrig gehabt hätten, mußten sie ihr verstörtes, unruhevolles Wesen gemerkt haben, so aber ging Frau Annas Tun und Lassen ihnen so gut wie verloren.

„Die arme Anna," so sagte wohl der eine oder andere, wenn irgend eine herbe Aeußerung der Schweter ihnen auffiel, oder wenn sie wie ein ruheloser Geist durch das Haus schwirrte, ohne doch eigentlich etwas zu tun. „Sie hat sich ihres Mannes Tod wirklich sehr zu Gemüte gezogen." Auch ihr Interesse für die Bücherei ist ein gemachtes, es paßt gar nicht für sie. Oder auch fiel ihnen auf, daß klein Dorchen so streng von der Mutter behandelt wurde, und eigentlich erst auftaute und sich kindlich fröhlich gab, wenn diese nicht dabei war. Doch aber waren solche Aeußerungen oder Beobachtungen nur oberflächlich. Herz und Sinn war eben von anderen Dingen gefangen.

Stephan war eben ganz Künstler. Rose-Maries bezaubernde Anmut und Lieblichkeit fesselte ihn ganz. Mit Leidenschaft malte er an ihrem Bilde, und auch wenn er Pinsel und Palette aus der Hand gelegt, beim Spaziergang, bei den Mahlzeiten, kurz, bei jeder Gelegenheit studierte sein Künstlerauge an seinem Modell, dessen wechselnder Ausdruck, dessen strahlende Augen ihm immer neu und herrlicher erschienen. Auch hatte er nicht so unrecht damit. Rose-Marie war ja so glücklich, so glücklich in der alten Heimat. Nichts auf Erden wäre so schön, behauptete sie; am liebsten hätte sie, daß die Zeit stille stünde, denn glücklicher könnte sie nimmer werden — und deutlich war's auch in Roberts Augen zu lesen, daß er ähnlich dachte. Ganz seinem Studium hingegeben — sein großes, schönes Ziel im Auge, hatte Roberts Herz bis jetzt geschwiegen. Seine Mutter war bisher das einzige weibliche Wesen, an dem er hing — andere Frauen hatte er auch kaum gesehen.

Was Wunder, daß das liebreizende Geschöpfchen, daß Rose-Marie sofort Besitz von seiner ganzen Seele nahm? Als ihre weichen Arme sich um seinen Hals gelegt, ein unschuldig liebliches Kind, da war es ihm gleich gewesen, als sollte er sie nie mehr aus seinen Armen lassen, als wäre er ihr zum Beschützer gegeben, weil kein anderer es hingebender je werden könne. Ach, und dieses erste Empfinden hatte ihn nicht getäuscht. Robert las in Rose-Maries reinen Zügen, die jedes Empfinden treulich widerspiegelten, daß sie ihn liebte, daß ihr Herzchen ihm entgegenschlug, wenn sie sich dessen auch noch nicht klar bewußt war. Sie war eine Knospe, die sich jeden Tag mehr erschloß, und die ein heißes Liebeswort wohl zu völliger Entfaltung gebracht hätte. O wie es Robert oft drängte, sie in seine Arme zu schließen und dieses Wort zu sprechen — und nie sie mehr von sich zu lassen.

Allein er war ein Ehrenmann — durfte er die junge Tochter sich zu eigen nehmen ohne ihrer Eltern Wissen und Willen? Rose-Marie stand erst an der Schwelle — er war der erste, der ihr entgegentrat — und er war zugleich ihr Jugendfreund, an dem sie von Kind auf gehangen. So war's ihm leicht gewesen, ihr Herz aufs neue zu gewinnen; und wenn sie auf seinen jauchzenden Liebesruf geantwortet hätte, mußte er sich nicht gesagt haben, daß es vielleicht nicht geschehen wäre, so andere ihm in seinem Liebeswerben zuvorgekommen? Robert dachte bescheiden von sich, er war kein eitler Mann — und Rose-Marie war sein Ideal einer Jungfrau. Erst hatte er sie sich zu verdienen — Haus und Herd mußte er ihr zu bieten haben. Aber, Gott sei Dank, er durfte die sichere Hoffnung hegen, ihr solches in zwei oder drei Jahren geben zu können. Ach, und wie gern hätte er auch noch länger um sie gedient, und gern auch gönnte er ihr einige fröhliche Mädchenjahre.

Für jetzt hatte er sich zu genügen mit dem Bewußtsein, daß sie in seinem Herzen gelesen, wie er in dem ihren. Wie es ganz undenkbar für ihn war, daß er je eine andere hätte lieben können, so glaubte er auch von Rose-Marie, daß sie das reine, unschuldige Herz, das sie ihm geschenkt, nicht anderweitig verschenken konnte. — Sie liebten sich, das sagten sie sich auch ohne Worte, das war eine Wahrheit, die jedes empfand, und deshalb waren diese Tage so einzig schön, so golden, so voll Sonnenschein, daß gar nicht an Schatten gedacht werden konnte.

Da kamen sie vom Waldgebirge her, Stephan im Fahrstuhl, die Tante klein Dorchen an der Hand, Rose-Marie einen Kranz von Waldreben um ihren Hut geschlungen und mit einem großen bunten Blumenstrauß. Lachend und scherzend hatten sie und Robert ihn gepflückt. —

„Der Strauß, den ich gepflücket —
Er grüß' dich tausendmal.
Ich hab' mich oft gebücket
Und ihn ans Herz gedrücket,
Ach wieviel tausendmal."

So hatte er in übermütiger Lust gesungen. Er war ein fröhlicher Knabe, der er sonst nie gewesen, und Rose-Marie ein lichter Sonnenstrahl, so meinte er wenigstens. — Kein Wunder, daß sie den Schatten nicht merkten — Frau Anna, wie sie da hinter den beiden herschritt, die Stirne düster umwölkt, den Mund herb geschlossen.

Immer bitterer stieg es aus Annas Herzen empor. Heißes, leidenschaftliches Neiden hatte von ihm Besitz genommen.

O was hätte sie darum gegeben, die hellen Gesichter sich trüben zu sehen, ihnen ihren Sonnenschein zu nehmen, und es kalt und finster um sie her zu machen! —

Schon waren sie so dem Dorfe nahe gekommen, da kam ihnen ein Mann entgegen; doch was ging der sie an? Robert und Rose-Marie achteten gar nicht auf ihn. Sie hielten sich an der Hand und lachten und scherzten.

„Vater!" klang es da von Annas Lippen.

Und ja, Vater Lindner war es wirklich, der mit hochrotem Gesicht angeschnauft kam.

„Na, das nenn' ich eine liederliche Wirtschaft. Mitten in der Erntezeit läuft die Herrschaft spazieren und läßt inzwischen die Mäuse auf dem Tische tanzen oder Schlimmeres tun." So rief er ärgerlich den Nahenden entgegen; denn ärgerlich war Herr Lindner, und es half gar nichts, daß sich Rose-Marie schmeichelnd an ihn hing.

Er war gekommen, seine Tochter heimzuholen, und zwar auf der Stelle; er hatte ja gesehen, daß sie von selber nicht ans Zurückkommen dächte und Anna keine Lust hätte, ihre übermütigen Gäste vor die Tür zu setzen. Frau Margaret hatte nämlich ihrem Manne die Hölle heiß gemacht. War es überhaupt nicht recht, daß er das Kind nach Rockwitz mitgenommen und es gar dort gelassen hatte, so machten Rose-Maries enthusiastische Briefe ihr vollends die Sache leid.

„Siehst du denn nicht, daß die ganze Sache auf eine Liebschaft hinaus läuft? Robert ist nicht auf den Kopf gefallen, er hält sich gerade für gut genug, die hübsche kleine Erbin zu fischen, und natürlich helfen sie ihm alle dabei und unser Put, das noch nicht weiß, was es heißt, ein schönes und reiches Mädchen zu sein, ist dumm genug, sich einfangen zu lassen. Also mach dich auf und hole sie so schnell als möglich heim und fahre recht mit einem Donnerwetter dazwischen, wenn es nötig sein sollte, dem Robert seinen Standpunkt klar zu machen. Die Eschenbachs haben uns lange genug auf der Pelle gesessen, mir und dir zum Aerger, aber sich in das warme, weiche Nest zu setzen, das wir unserer Rose-Marie mit unserem Schweiß gebaut, das soll ihm nicht gelingen, und wenn er auch zehnmal den Doktortitel vor seinem Namen hätte."

Natürlich waren Vater Lindner über dieser Epistel seiner Frau die Augen aufgegangen. Heimlich gestand er sich freilich, daß Robert im Grunde ein tüchtiger Mann war, der was los hatte und es sicher zu was brachte, und so vielleicht ein ganz wünschter Gatte für sein Töchterlein war; aber beileibe hatte er sich das vor seiner Frau nicht merken lassen. Seit einiger Zeit hatte Herr Lindner eben doch gemerkt, daß seine Frau das Regiment hatte, wohl weil sie es jetzt nicht mehr für nötig fand, ihn über diese Tatsache hinwegzutäuschen, und so war es ihm wie ein Schreckschuß in die Glieder gefahren, daß seine Frau mit der Liebschaft recht haben konnte; und so unbequem es

(Fortsetzung auf Seite 3)

Jubiläums-Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für	$0.50
Drei Bücher für	$1.25
Sechs Bücher für	$2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.

Unruhen in Palästina
Folgen verkehrter Politik
Von einsichtsvollen Beobachtern erwartete Frucht des Zionismus

Ein Pennsylvanischer Kongreßabgeordneter namens Kelley erklärte dieser Tage öffentlich, Palästina solle den Juden vollkommen eingeräumt werden. Er verspricht daraus die größten Vorteile für den Frieden. Zum Grunde hat er nur seine abgrundtiefe Unwissenheit der Lage der Dinge im Hl. Lande verraten. Selbst ein so angesehener Führer der Juden, wie der unlängst verstorbene Israel Zangwill, hält den „politischen Zionismus" für vollkommen verfehlt. Er sprach diesen Gedanken in der alten Carnegie Hall zu New York öffentlich aus, und zwar am 14. Oktober 1923. Ebenso hegte Theodore Herzl, der Gründer des modernen Zionismus, die Ueberzeugung, Palästina sei nicht mehr als irgend ein anderes Land geeignet für einen neuen jüdischen Staat.

Der Dominikaner P. Reginald Ginns, der Palästina aus eigener Anschauung kennt und von den dortigen Dominikanern viele Einzelheiten über die Zustände im Hl. Lande vor und nach der Ankunft der modernen jüdischen Einwanderung erlangte, sagt einmal, Herzl sei es wenigstens erspart worden, den zionistischen Versuch in Palästina zu erleben, der auf Ungerechtigkeit begründet und verurteilt war, fehlzuschlagen.

In der von den englischen Dominikanern in Oxford herausgegebenen Zeitschrift „Blackfriars" veröffentlichte der genannte Ordensmann seit 1921 eine Reihe von Aufsätzen über den Zionismus in seiner neuen Heimat, die durchwegs pessimistisch gestimmt sind. Nur zu oft ließ man darin zwischen den Zeilen die Befürchtung, daß die Dinge nicht friedlich ablaufen mögen. So erklärte P. Reginald bereits im September 1921, die Araber, einschließlich jener des katholischen Bekenntnisses, seien der Ansicht, „England habe sie und ihr Land ausverkauft an die Juden, die sowohl von den Christen als auch von den Mohammedanern stets als Erbfeinde angesehen worden seien." „Man errötet," fügt der Ordensmann dem noch hinzu, „wenn man das vernimmt, besonders weil es manchmal wahr zu sein scheint." In demselben Aufsatz erklärt er: „Gegenwärtig kaufen die Zionisten mit Hilfe der reichen Juden Europas und Amerikas Landstücke auf. Sowohl beim Landhandel als auch in kaufmännischen Unternehmen haben sie (die Juden) unaussprechliche Vorteile über die Araber, die noch immer im hohen Maße die Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorväter beobachten."

Pater Ginns hielt damals die Entwicklung Palästinas durch die Juden für möglich; er begrüßt diese Möglichkeit jedoch keineswegs. „Behaltet eure abendländischen Methoden im Abendland," ruft er aus, „wo sie geboren wurden. Es berührt geradezu schmerzlich, durch die Straßen Jerusalems zu wandeln und überall Schilder zu sehen mit Inschriften wie diese: Anglo - Jewish Company." Die Erfahrungen Europas und Amerikas ließen ja nicht darüber in Zweifel, wohin alle diese Dinge zielten. „Auch die Araber," fährt er fort, „schauen in die Zukunft und erblicken sich selbst, wie in einer Vision, als die Taglöhner und mit Lasten beschwerten Arbeiter des jüdischen Herrn."

Schon damals, im Jahre 1921, erkannte P. Reginald Ginns, daß die Araber bestrebt seien, die Verwirklichung dieses bösen Traumes zu verhindern. Man werde daher auf der Wanderung durch das Land oft angeredet und gefragt, ob man Jude sei. Es möge sogar dazu kommen, daß die Christen wieder, wie in früheren Zeiten, gezwungen sein würden, ein großes Kreuz um den Hals zu tragen, um sich vor dem Unmut der Araber zu schützen. Ein Jahr später, im September 1922, heißt es in einem weiteren Aufsatz über denselben Gegenstand, es sei unleugbare Tatsache, daß die zionistische Politik in Palästina der Gerechtigkeit stracks entgegen sei. Er führt bei dieser Gelegenheit die Mitteilung eines belgischen Priesters an, dem junge Juden verraten hatten: „Wir haben Banken eröffnet, und wir werden den Arabern Geld borgen, und dann wird ihr Land uns gehören."

Die unglückseligen, durch das Mandat über Palästina geschaffenen Verhältnisse haben nun die von vielen einsichtsvollen Männern erwarteten Folgen gezeitigt. Soll daraus nicht noch Schlimmeres entstehen, so wird England sehr vorsichtig auftreten müssen. Derselbe Mohammedanismus, der vor zwanzig Jahren so sehr darnieder lag, steht heute wieder in starker Kampffront. Damit müssen die Leiter der Geschicke des britischen Weltreiches rechnen. Die aus London kommenden Berichte über die Unruhen in Palästina sind daher auch sehr vorsichtig gehalten; man scheint einzusehen, man dürfe zu den Fehlern Balfours und Churchills, der für die Palästina - Politik Englands verantwortlichen Männer, nicht noch neue dazu machen.

C. St. d. C. V.

A B C für große Leute

Von Alban Stolz

Weibervolk — Fortsetzung

In Paris war ein Pelzhändler, der mit seiner Familie scheinbar in aller Wohlhäbigkeit lebte; auf einmal aber machte er Bankerott und kam in bittere Armut. Schon viele Jahre war eine Magd im Hause; dieser erklärte nun die Hausfrau, sie könnte ihr keinen Lohn mehr geben. Statt nun einen anderen Dienst zu suchen, kündigte die Magd ihren Entschluß an, sie werde jetzt in bösen Tagen nicht die Familie verlassen, wo sie so lange Zeit auch gute Tage gehabt habe. — Bald darauf starb der Mann; die Frau war kränklich und hatte zwei kleine Kinder, Verdienst kam gar keiner mehr ins Haus, und endlich war aller entbehrliche Hausrat verkauft. Da verwendete die Magd ihr ganzes Ersparnis von etwa 1500 Franken in d. Haushaltung, und als nichts mehr da war, fügte es Gott, daß die Magd eine kleine Erbschaft von einer Base machte. Auch diese gab sie ihrer Frau, und da es nicht mehr zureichte, verkaufte sie Kleider und andere Sachen, die sie noch besaß; ja zuletzt verdingte sie sich für die Nächte als Krankenwärterin, um zu wachen, während sie am Tag ihre kranke Frau verpflegte. Endlich starb auch die Frau, und man wollte die Kinder in ein Armenhaus tun; allein die Magd entschied: „Solange ich lebe, sollen die beiden Kinder an mir eine Mutter haben." Sie wollte deshalb in ihre Heimat ziehen, um dort wohlfeiler zu leben; da erklärte ihr ein alter wohlhabender Zuckerbäcker, sie brauche nicht fortzuziehen, er habe eine rechtschaffene Haushälterin notwendig, sie könne mit beiden Waislein zu ihm ziehen. Auf diese Weise hat Gott der treuen Magd und ihrem Anliegen noch zu guter Ruhe verholfen.

Ich will auch noch ein kürzeres aus unserem Land anführen. Vor längeren Jahren wurde einmal der Kaplan zu Sasbach in die Berge ins Versehen gerufen. Als er den weiten Weg endlich zurückgelegt hatte, so war zwar in der Stube alles zugerichtet mit Kruzifix, Weihwasser, Wachslicht — aber im Bett kein Krankes zu sehen. Er sah nur eine weibliche Person, welche in der Küche hantierte. Der Kaplan fragte, warum man ihm bei diesem schlechten Wetter zumute, so weit herzukommen, da doch niemand gefährlich krank sei. Das Weib antwortet: „Ich bin freilich schwer krank, ich wollte Ihnen aber etwas zurichten, da Ihnen bei dem weiten Weg Stärkung nötig sein wird." Hierauf empfing sie die heiligen Sakramente. — Bevor der Kaplan zu Haus wieder angelangt war, hatte die Kranke schon den Geist aufgegeben. — Derartige Geschichten von weiblichen Personen gibt es eine ganze Menge.

Ferner ist das weibliche Geschlecht mehr zum Mitleid geneigt als das männliche und nimmt sich lieber um alle Sorten von Elend und Armseligkeit an. In Frankreich allein gibt es bei 100.000 Barmherzige Schwestern, die sich mit Verpflegung von Kranken, Findel- und Waisenkindern, Greisen, Irren usw. abgeben. Und es gibt wenige Mannsleute, welche so lange zu einem Kranken hinsitzen und auf seine Verpflegung bedacht sein möchten, wie jede ordentliche Frauensperson ganz willig und ungeheißen sich dazu versteht. So geschah es z. B. vor Ende der fünfziger Jahre, daß eine Dienstmagd in einem Dorf bei Toulouse es unternahm, mit einigen hundert Franken den Aermsten zu helfen; zwei Töchter eines Handwerkers schlossen sich ihr an. Der Satz des christlichen Werkes bestand darin, daß die Magd Johanna eine elende, bettelhafte Person in ihre Kammer aufnahm, in ihrem Bett schlafen ließ und sich selber auf den Boden legte. Dann mieteten die drei klugen Jungfrauen ein Haus und versorgten mehrere krüppelhafte Arme darin, leiteten sie an zu Arbeiten, denen sie noch gewachsen waren; und der Geistliche unterwies sie in der Religion. Und statt daß die Aufgenommenen wie früher dem Bettel nachgingen, ging nun Johanna in den Häusern herum und bettelte für ihre Pfleglinge. Und dieses christliche Unternehmen hatte ein solches Gedeihen, daß Johanna von verschiedenen Stadtgemeinden, selbst von Paris berufen wurde, um zur Gründung solcher Armenhäuser behilflich zu sein.

Ferner ist das weibliche Geschlecht im allgemeinen mäßiger. Was ist der Mann im Haus oft ein so kostspieliges Geschöpf gegen Frau und Tochter! Wie mancher muß Wein haben, will ins Wirtshaus gehen, braucht alle Tage Geld für Tabak, will das und jenes Fest mitmachen; wenn nicht täglich Fleisch auf den Tisch kommt, wird er unsinnig vor Zorn oder meint, er müsse umfallen vor Schwachheit! Die armen Weibsleute sparen es sich dann selber am Mund ab, was der Mann zu viel verzehrt, und manchmal ist ihr Mittagsmahl ein dünner Kaffee ohne Zucker, aber desto mehr Zichorie.

Aber jetzt muß ich doch aufhören und die Perlenschnur von den guten Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes hier abschneiden — denn es ist ohnedies sehr geneigt zur Eitelkeit, und die will ich nicht noch aufblasen.

(Fortsetzung folgt)

Wohin?

(Fortsetzung von Seite 2)

ihm auch war, er hatte sich ungesäumt auf den Weg gemacht, ihrem „Befehl" nachzukommen. Und Bomben und Granaten, das junge Paar, das ihm da so lustig entgegen tänzelt kam, sah ganz darnach aus, als wäre der Fang gelungen und könnten die Hochzeitsglocken sogleich zu läuten anfangen. Er atmete deshalb auch erleichtert auf, als er merkte, daß es denn doch so weit noch nicht war.

„Na, unser Put ist ja noch ein Kind, sie nimmt den Robert als Bruder mit in den Kauf, das ist alles."

Freilich als Rose-Marie ganz außer sich geriet, als sie sah, daß es mit dem Nachhausebolen Ernst war, und zwar auf der Stelle, wie er gesagt, da wurde Vater Lindner wieder angst und bange. Darum kehrte er auch das Rauhe heraus, wie er das nie noch seiner Rose-Marie gegenüber getan, daß sie wirklich in erschrecktem Erstaunen ihr Bitten und Schmeicheln sein ließ und sich ans Einpacken ihrer Sachen machte.

Anna half ihr dabei mit großem Eifer. Es war keine Zeit zu verlieren, wenn sie nicht den Zug versäumen wollten.

„Ach, Anna, du tust gerade, als ob unser Heil davon abhinge, daß wir den dummen Zug noch erreichen," sagte Rose-Marie, die Lippen schmollend aufwerfend. „Wenn du lieber den Brüdern den Vater hätteest, daß er mich wenigstens noch ein paar Tage hier ließe; aber du hast gar nichts dazu gesagt. Hast du mich denn nicht gerne hier gehabt? Ach, Anna, ich war doch so glücklich bei dir wie noch nie in meinem Leben."

Anna bückte sich über den Koffer, in den sie das letzte Stück gelegt, und schloß den Deckel darüber mit heftigem Ruck.

Dann erst sagte sie:

„Ich kenne den Vater. Es ist ihm Ernst mit der Sache, und ich bin ihm immer eine gehorsame Tochter gewesen."

„O ja, du bist so kühl und verständig, aber ich —"

Anna unterbrach die Schwester:

„Ich bin oft noch ein Kind, das einem zerbrochenen Spielzeug nachweinen kann."

„Anna!"

Anna lachte herb.

„Laß dich's nicht kränken, daß ich so sagte. Seit sechs Jahren ist es das erste Mal, daß du deine Schwester besuchtest. Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, aber sagen darf ich doch wohl, daß dein Abschiedsschmerz nur Aprilschauer ist, danach bald die Sonne wieder lustig scheint. Und es ist auch recht so. Die bunte Welt, in die du bald trittst, wird dir Herrlicheres bieten, als es das arme Dorf konnte, und bald werden die Tage hier von neuen glänzenden Eindrücken verdrängt sein."

In Rose - Maries Wangen war heißes Rot gestiegen. Die Schwester hatte unrecht mit ihrer Rede, kein Eindruck konnte das starke, heiße Empfinden in ihr erlöschen; sie fühlte es aber ebenso, daß sie Anna gegenüber schuldig war. Sie hatte sie in der Tat im Laufe der Jahre fast ganz in den Hintergrund treten lassen, und an dem Glücke dieser schönen Wochen hatte sie auch eigentlich keinen direkten Anteil; nicht von der Schwester wurde ihr der Abschied so unendlich schwer.

„Verzeih, liebe Anna, und denke nicht schlecht von mir. Vielleicht bin ich noch manchmal ein Kind mit kindischen Anschlägen, aber doch ist's so, wie ich sagte: diese Tage haben mir ein tiefes, seliges Glück gegeben, glaube es mir."

Sie schlang ihre Arme um Annas Hals und küßte sie zärtlich; dann erscholl die Stimme ihres Vaters. Der Wagen hielt vor der Tür.

Und vor der Tür standen sie auch alle schon zum Abschied beieinander: Tante Eichenbach und klein Dorchen, Stephan und Robert und jetzt auch Anna.

Rose-Marie küßte alle der Reihe nach, einen kleinen Augenblick zögerte sie bei Robert, Purpurglut flammte auf ihren Wangen. Sie wußte zu plötzlich ganz genau, daß er nicht ihr Bruder war, und daß sie ihn lieber hatte als irgend einen andern Menschen, und das machte sie verwirrt.

Aber wie er sie ansah, so zärtlich, so innig, so voll warmer Liebe, da wich ihre Scheu, da wußte sie wieder nur eins, daß sie zu einander gehörten, da schlangen sich ihre Arme auch um seinen Hals. „O du mein Sonnenstrahl!" so klang es noch in Rose-Maries Ohr, dann hatte sie der Vater in den Wagen gehoben.

Ein Peitschenknall und davonflog das Gefährt.

Sie sahen ihm alle nach, die Tante, Stephan und klein Dorchen schwenkten ihre Tücher, Roberts Augen waren umschleiert. Es war ihm, als hätte er sich sein Glück nicht aus seinen Armen reißen lassen dürfen. War's denn nicht genug, daß sie ein ander liebten? Ja, sie liebten einander, Frau Anna wußte es, und ganz deutlich las sie auch in Roberts Augen, daß er nie eine andere lieben werde.

13. Kapitel.

Ja, was war doch das für ein herrliches Leben gewesen! Nein, so schön hatte sich Rose-Marie ihren Eintritt in die Welt nicht gedacht. Sie tanzte und plauderte so gern, es war so lustig zu lachen und zu scherzen, überall willkommen zu sein und eine Rolle zu spielen, wie die Mutter es nannte. Natürlich hatte sie auch Verehrer, ja sogar einen Freier hatte sie gehabt, zu dessen Freierei sie den Korb schon bereit gehalten. Ob Baron von Reckbach wirklich auch um sie anhalten würde?

Rose-Marie errötete bis zur Stirne hinauf, wenn sie das dachte. Sie hatte am liebsten mit ihm getanzt, gelacht und gescherzt. Er war auch ein schmucker Offizier und sah gut aus, und er war lustig und jung und von sehr guter Familie, wie die Mutter sagte; aber natürlich hatte es ihr ferngelegen, ihn sich als Freier zu denken, denn wenn sie Herrn Reckbach auch ganz gern hatte, lieben tat sie ihn nicht, lieben tat sie nur einen, Robert Eichenbach. Es konnte ja wohl sein, daß sie über aller Freude und Lust der Welt nicht mehr soviel an ihn gedacht hatte und die wunderschönen Tage in Rockwitz etwas in den Hintergrund gedrängt worden waren, aber vergessen hatte sie sie nicht. Die Mutter freilich nahm das ganze wie eine Kinderei. „Robert ist ein guter Junge, und vielleicht wird er auch ein tüchtiger Arzt, ein tüchtiger Orthopäde in jedem Fall; aber was sollte mein Vöglein wohl mit einem so ernsten, gelehrten Mann anfangen, der keine Freude an deinen Freuden und deine Genüsse ungenießbar findet!"

Lachend hatte sie es gesagt, und wenn Rose-Marie später von Robert sprechen wollte, sich die Ohren zugehalten.

„Ich hatte anfangs wirklich Sorge, daß Robert ernstlich den Liebhaber herausgekehrt und dein junges Herz sich zu gewinnen gesucht hätte; aber schließlich habe ich eingesehen, daß er viel zu ernst und verständig ist, um ein junges, lebensfrohes Wesen, wie du es bist, an sich zu fesseln. Dazu hat er dich zu brüderlich herzlich lieb — wer hatte dich eben nicht lieb, kleiner Put, und darum darfst du selber nicht an einer Kinderei festhalten, die leicht sonst dein Lebensglück zerstören könnte."

Und just diese Rede hatte tiefen Eindruck auf Rose-Marie gemacht. Ob Frau Margaret aber wirklich nur einfach aussprach, was sie über die Sache dachte, oder ihre Worte schlau berechnet waren?

Sie hätte eben unter keinen Umständen Tante Eichenbachs Sohn als Gatten ihrer Tochter sehen mögen — und klug, wie sie war, von Anfang an darauf gewirkt, den tiefen Eindruck, den Robert Eichenbach auf ihre Tochter gemacht, so viel als möglich abzuschwächen, und bald genug gemerkt, wie das am besten anzustellen war. Sie durfte nicht versuchen, den jungen Mann in Rose-Maries Augen herabzusetzen, das hätte die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Seit der unglücklichen Reise nach Rockwitz, die ihr unüberlegter Mann verschuldet, standen die Stiefgeschwister und besonders die Eichenbachs in so hoher Gunst bei ihrem Kinde, daß nichts wider sie gesagt werden durfte. Am besten war es, ihrem leicht erregbaren, fröhlichen Kinde recht tief und anhaltend den Becher der Lust zu trinken zu geben und ihr dann begreiflich zu machen, daß sie für einen ernsten, nur seinem Berufe lebenden gelehrten Mann durchaus keine passende Gattin abgeben würde, was er sich natürlich auch selbst gesagt haben würde.

Frau Lindner konnte das kühnlich behaupten, da sie in kluger Erwägung der Sachlage denen in München deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß ihre Rose-Marie noch zu jung wäre, um schon jetzt eine Wahl für das Leben treffen zu können, und kein Ehrenmann versuchen würde, ihr junges Herz sich zu eigen zu machen, bevor sie noch Gelegenheit gehabt, zu sehen und gesehen zu werden.

(Fortsetzung folgt)

Mitwirkung.

Richter: „Haben Sie den Einbruch allein verübt?"

Angeklagter: „Nein, — unter gefälliger Mitwirkung einer Musikkapelle."

Richter: „Was soll das heißen? Erklären Sie sich deutlicher."

Angeklagter: „Ja, sehen Sie, die Kapelle brachte vorn auf der Straße ein Ständchen, und da hörten alle Hausbewohner zu, so daß ich ungestört im Hinterzimmer arbeiten konnte."

Norddeutscher Lloyd

Direkte Dampferlinie nach **Halifax** und von und nach **Montreal**

Auch regelmäßiger wöchentlicher Dienst von und nach **New York**

Große moderne Schiffe mit vorzüglicher Verpflegung und zuvorkommender Behandlung. **Eure eigene Sprache.**

Geldüberweisungen

nach allen Ländern Europas in amerikanischer oder Landeswährung zu billigster Rate prompt ausgeführt.

Deutsche, unterstützt eine Deutsche Dampfergesellschaft

Auskunft unentgeltlich bei allen Lokalagenten oder vom

NORTH GERMAN LLOYD

(G. L. Maron, Western Manager) 654 Main St., Winnipeg, Man.

Östliches Canada: 1178 Phillips Place, Montreal, Que.

Alberta u. British Columbia. 10061—101st Street, Edmonton, Alta.

Für die St. Peters Kolonie: Gantefoer & Co., Bruno, Sask.

Metzgerei und Wurstgeschäft

Wir empfehlen unsere schmackhaften Würste aller Art, sowie Schinken, Speck und reines Schweinefett. Wir importieren Schweizerkäse, Roqueford, Gorgonzola, Limburger, Trappist usw.

Wiederverkäufer gesucht, und erhalten Rabatt.

Für frische Eier, Butter, lebendes und geschlachtetes Geflügel, Kälber, Schweine und fettes Großvieh bezahlen wir höchste Preise.

The Empire Meat Market, Ltd., Saskatoon, Sask

330 second Ave. S. G. C. HANSELMANN, Geschaeftsfuehrer

Bauholz und alles Bau-Material,

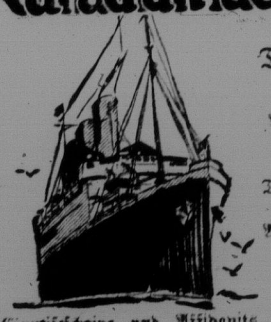
Kohlen-Verkaufsstelle

BULLDOG Getreide-Putzmaschinen ■ DeLAVAL Rahm-Separatoren

BRUNO LUMBER & IMPLEMENT CO.

P. A. SCHWINGHAMER, PROP.

Canadian Pacific Steamships



Der beste Reiseweg zwischen Europa und Canada

Auslandspässe für solche, die ins Ausland gehen, werden gerne in kurzer Zeit besorgt.

Dampfschiffs- und Eisenbahn - Fahrkarten nach und vom alten Lande.

Abfahrt, alle paar Tage von größten und schnellsten Schiffen von Montreal und Quebec direkt nach **Hamburg, Antwerpen und Cherbourg.**

Einreisescheine und Affidavits werden mit unserer Hilfe schnell für Einwanderer beschafft.

Uebersendung von Dollars nach allen Ländern.

Um volle Auskunft wende man sich an den nächsten C. P. R. Agenten oder schreibe direkt an:

D. R. KENNEDY, 201 St. James St. MONTREAL, Que.
J. BLACK MACKAY, King & Yonge Sts., TORONTO, Ont.
C. H WHITE, 87 Main St., NORTH BAY, Ont.
J. J. FORSTER, C. P. R. Station, VANCOUVER, B. C.
G. E. CARTER, 40 King St., SAINT JOHN, N. B.
R. W. GREENE, 106A, C. P. R. Bldg., EDMONTON, Alta.
G. F. SCHMIDT, 372 Main St., WINNIPEG, Man.
G. R. SWALWELL oder D. I. LALKOW, 115 C.P.R. Bldg. SASKATOON, Sask.
J. RUDACHEK, 372 Main St., WINNIPEG, Man.

W. C. Casey, General Agent

372 Main Street **Winnipeg, Man.**

St. Peters-Bote

Herausgegeben von den Benediktinern der St. Peters-Abtei zu Münster, Saskatchewan, Canada.

Preis für Canada $2.00 das Jahr; für die Ver. Staaten und das Ausland $2.50. Das Abonnement ist vorauszubezahlen.

Wegen Anzeigeraten wende man sich an die Redaktion.

Anzeigen, Korrespondenzen usw., sollen spätestens am Montag eintreffen. Adresse: St. Peter's-Bote, Muenster, Sask., Canada.

1929 Kirchenkalender 1929

August	September	Oktober
1 D Eusebius, B.M.	1 S Verena, J.	1 D Remigius, B.
2 F Alphons, B.Kchl.	2 M Stephan, Kg.	2 M Schutzengelfest
3 S Hermellus, M.	3 D Dorothea, J.M.	3 D Maximian, B.M.
4 S Dominik, Ordst.	4 M Rosalia, J.	4 F Franz v. Assisi, Ordst.
5 M Oswald, Kg.	5 D Obdulia, J.	5 S Plazidus, M.
6 D Verklärung Christi	6 F Germanus, B.M.	6 S Bruno, Ordst.
7 M Kajetan, Ordst.	7 S Regina, J.M.	7 M Rosenkranzfest
8 D Marinus, M.	8 S Mariä Geburt	8 D Benedikta, J.M.
9 F Joh.B.Vianney, Bek.	9 M Sergius, P.	9 M Dionysius, B.M.
10 S Laurentius, M.	10 D Menodora, J.M.	10 D Gereon, M.
11 S Susanna, J.M.	11 M Didimus, M.	11 F Plazidia, J.
12 M Klara, J.	12 D Mariä Namen.	12 S Maximilian, B.
13 D Maximus, M.	13 F Ligorius, M.	13 S Eduard, Kg.
14 M Kallistus, B.M. Vigil	14 S Kreuzerhöhung	14 M Kallistus, P.M.
15 D Mariä Himmelfahrt	15 S Schmerzen Mariä	15 D Theresia, J.
16 F Hyazinth, Bek.	16 M Editha, J.	16 M Gallus, Abt
17 S Liberatus, M.	17 D Hildegard, J.	17 D Marg.M. Alacoque J.
18 S Helena, Kaiserin	18 M Sophia, M. Quat.	18 F Lukas, Evang.
19 M Joh. Eudes, Ordst.	19 D Pomposa, J.M.	19 S Pelagia, J.M.
20 D Bernhard, Kchl.	20 F Fausta, J.M. Quat.	20 S Irene, J.M.
21 M Cyriaka, Wwe. M.	21 S Matthäus, Ap. Ev. Q.T.	21 M Ursula, J.M.
22 D Hippolyt, B.M.	22 S Digna, J.M.	22 D Alodia, J.M.
23 F Claudius, M.	23 M Thekla, J.M.	23 M Paschasius, B.M.
24 S Bartholomäus, Ap.	24 D Gerhard, B.M.	24 D Septimus, M.
25 S Ludwig, Kg.	25 M Aurelia, J.	25 F Hilarius, B.
26 M Zephyrin, P.M.	26 D Justina, J.M.	26 S Bernward, B.
27 D Eulalia, J.M.	27 F Kosmas, M.	27 S Königsfest Christi
28 M Augustin, B.Kchl.	28 S Wenzeslaus, Kg.M.	28 M Simon & Judas, Ap.
29 D Candida, J.M.	29 S Michael, Erzengel	29 D Eusebius, J.M.
30 F Gaudentia, J.M.	30 M Theresia v. K. Jesus	30 M Zenobius, B.M.
31 S Aidan, B.		31 D Lucilla, J.M. Vigil

Gebotene Feiertage.

Fest der Beschneidung des Herrn, Neujahr, **Dienstag**, 1. Januar.
Fest der Hl. Drei Könige, **Sonntag**, 6. Januar.
Fest der Himmelfahrt Christi, **Donnerstag**, 9. Mai.
Mariä Himmelfahrt, **Donnerstag**, 15. August.
Fest Allerheiligen, **Freitag**, 1. November.
Fest der Unbefl. Empfängnis Mariä, **Sonntag**, 8. Dezember.
Weihnachtsfest, **Mittwoch**, 25. Dezember.

Gebotene Fasttage

Quatembertage: 20. 22. 23. Februar.
22. 24. 25. Mai.
18. 20. 21. September.
18. 20. 21. Dezember.
Vierzigtägige Fasten: 13. Februar bis 30. März.
Vigil von Pfingsten: 18. Mai.
Vigil von Mariä Himmelfahrt: 14. August.
Vigil von Allerheiligen: 31. Oktober.
Vigil von Weihnachten: 24. Dezember.

Anmerkung: Mariä Himmelfahrt, 15. August, ist in Canada kein gebotener Feiertag. Die kirchliche Feier ist auf den folgenden Sonntag, den 18. August, und der Vigilfasttag auf Samstag, den 17. August, verlegt. Das Fest der Hl. Drei Könige ist in den Ver. Staaten kein gebotener Feiertag.

Welt-Rundschau

(Fortsetzung von Seite 1)

so hatte ein hartnäckiges Beharren Cecil's auf seinem Standpunkte nur dazu Anlaß gegeben, die Schuld für die Unfruchtbarkeit der Verhandlungen der englischen Arbeiterregierung in die Schuhe zu schieben. Aus berechtigter Klugheit also, und nicht aus Furcht, hielt Cecil diesen Schritt für geraten.

Nachdem so die anstößigen Vorschläge Cecil's aus dem Wege geräumt waren, wurde an deren Stelle ein Vorschlag des griechischen Vertreters Politis gesetzt, der weder Fleisch noch Fisch ist: „Die Verhandlungen zwischen England und den Ver. Staaten sollen zur Grundlage für die allgemeine Abrüstung zu Land, zu Wasser und in der Luft gemacht werden", der, mit Ausnahme des chinesischen Vertreters, einstimmig angenommen wurde. Dieser enthielt sich der Abstimmung und erklärte, er werde sich an keiner Konferenz beteiligen, welche die Frage der geschulten Reserven ausschließe. Jetzt kann sich die „vorbereitende" Abrüstungskommission wieder zur Ruhe begeben und in der bisherigen Weise fortfahren. Vorbereitungen für die Abrüstungskonferenz zu treffen, die vielleicht niemals stattfinden wird. Die Nationen aber können ruhig weiterrüsten.

Mit dem wahren Stand der Dinge verglichen nehmen sich folgende Worte des Präsidenten Hoover sehr unschuldig und kindlich aus, die er neulich vom Weißen Hause in Washington aus über das Radio sprach: „Der bisherige Stand in der Frage der Abrüstung aller Völker gibt zu den größten Hoffnungen Anlaß. Täglich erhalte ich von den verschiedensten Nationen diese Bestätigung. Die Vorschläge, die von Amerika für Amerika gemacht worden sind, sind so gehalten, daß sie für die Verteidigung der nationalen Interessen genügen. Der Haß in der Welt, der von dem Bau gewaltiger Kriegsschiffe herrührt, wird ganz verschwinden. Ruhe und Friede werden die Stelle des Hasses einnehmen, der bis jetzt in der Welt geherrscht hat."

Hoover muß von seiner eigenen Rede ganz gerührt gewesen sein. Denn er endete mit den salbungsvollen Worten: „In diesem Raum, in dem ich mich augenblicklich befinde, haben alle unsere Präsidenten ihre Entschlüsse gefaßt. Ueber das Wohl und Wehe des Volkes wurde hier die Entscheidung getroffen. Hier wurde der Schritt für den Eintritt in den Weltkrieg getan, hier wurden die Schritte, welche zu einem Frieden führten, ausgearbeitet. Nie hat ein Präsident in diesem Zimmer gearbeitet, der nicht um die Erhaltung des Friedens für das Land gebetet hat. So bete auch ich, daß unserem Lande für die Zukunft der Friede erhalten bleiben möge."

Also jetzt wissen wir es. Bisher haben gar manche gedacht, daß z. B. McKinley's Kriegserklärung an Spanien und Wilson's Kriegserklärung an die Mittelmächte nicht von oben, sondern von ganz anderer Seite her inspiriert worden sei. So auch Wilson's 14 Punkte, deren Absicht in Anbetracht der folgenden Weltgeschichte die Umgarnung Deutschlands gewesen zu sein schien. Doch hat uns jetzt Hoover eines Besseren belehrt, und er, der Zugang zu allen geheimen Dokumenten hat, sollte es wissen.

Muß man seine Zeitung auch bezahlen?

(Fortsetzung von Seite 1)

Zeitung nicht mehr zu bezahlen, ohne aber die Redaktion von seiner Absicht in Kenntnis zu setzen — auf der anderen Seite aber, die Zeitung regelmäßig in Empfang zu nehmen, als ob sie bezahlt wäre oder doch bezahlt würde. Wer eine Zeitung oder sonst etwas, das dem Nächsten gehört, an sich nimmt, ohne Absicht, dafür zu bezahlen, der begeht eine Ungerechtigkeit, wenn er nicht sicher weiß, daß ihm damit ein Geschenk gemacht wird.

Folgender Fall kommt wohl bei jeder kleineren Zeitung vor und ist dem St. Peters Boten und dem Prairie Messenger schon wiederholt vorgekommen. Da wird einem Abonnenten, der schon längere Zeit nicht mehr bezahlt hat, eine Rechnung zugeschickt. Kurz darauf kommt dann die Antwort, er habe nach Ablauf des Abonnements geschrieben oder dem Postmaster mitgeteilt, daß er die Zeitung nicht mehr wolle. Und so weigert er sich, für die seitdem abgelaufene Zeit zu bezahlen. Was ist davon zu denken?

Es ist möglich, daß ein Brief verloren geht und die Redaktion niemals erreicht, oder daß der Postmeister auf die Sache vergißt und keine Notiz an die Redaktion schickt. Und obwohl die St. Peter's Preß es sich zur ausnahmslosen Regel gemacht hat, jeden Abonnenten sogleich von der Liste zu streichen, von dem ihr auf irgendeine Weise bekannt gemacht wird, daß er die Zeitung nicht mehr will, so ist es doch nicht unmöglich, daß auch dort die Sache einmal übersehen wird. Deshalb gibt es blos ein unfehlbares Mittel, eine Abbestellung wirksam zu machen, und dieses besteht in der Weigerung, die Zeitung von der Post in Empfang zu nehmen. Wer nicht bezahlen will, darf von dem Zeitpunkte der Abbestellung an keine Zeitung mehr annehmen. Dann hört die Zusendung derselben von selbst auf. Wer sie aber annimmt, ist verpflichtet, dafür zu bezahlen.

All das beruht auf dem natürlichen Sittengesetze, wie die zehn Gebote Gottes auch, und sollten deshalb Gemeingut dessen sein, was man gesunden Menschenverstand nennt. Die Staatsgesetze und deren Anwendung stimmen nicht immer mit dem gesunden Menschenverstande und mit dem natürlichen Sittengesetze und mit den zehn Geboten Gottes überein. In dieser Sache jedoch, was die Bezahlung für Zeitungen betrifft, scheint eine wunderbare Uebereinstimmung zu herrschen. Zum Beweise hierfür folgen hier ein paar Entscheidungen von amerikanischen Gerichtshöfen aus neuerer Zeit, also seit jener Zeit, da das Postal Department oben genannte Vorschrift erlassen hat.

1. Ein Gerichtsfall aus dem Staate Missouri (Austin vs. Burge). Ein Mann bestellte eine Zeitung für einen Verwandten und bezahlte dieselbe zwei Jahre lang. Die Zeitung wurde dann durch die Post in der gewöhnlichen Weise weitergeschickt. Zwei verschiedene Male bezahlte der Mann, der die Zeitung von der Post nahm, diese Zeitung und jedesmal bemerkte er, man solle die Zeitung nicht mehr schicken. Der Zeitungsherausgeber leugnete, er hätte ein Schreiben erhalten, welches die Zusendung der Zeitung untersagt, aber der untersuchende Richter nahm an, daß so eine Abbestellung an den Zeitungsmann ergangen war. Richter Allison von der „Court of Appeals" zu Kansas City, Mo. (150 Mo. App. 226) gab folgenden Bescheid: „Es ist sicher, daß eine Person nicht von einer andern in einen Kontrakt hineingezwungen werden kann, und daß deswegen eine Person nicht gegen ihren Willen gezwungen werden kann, Schuldner von einem Zeitungsherausgeber zu werden. Aber es ist ebenso sicher, daß er kontraktliche Verbindungen verursachen kann, die sich aus seinem Benehmen notwendig ergeben. Das Gesetz bezüglich kontraktlicher Schulden gegen einen Zeitungsherausgeber ist nicht verschieden von dem Gesetz, welches sich auf andere Dinge bezieht, die auch kein ausdrückliches Uebereinkommen verzeichnen. So mag ein Mann Vorräte für seinen Tisch oder andere Dinge für seinen Haushalt nicht bestellt haben; wenn er aber dieselben entgegennimmt und gebraucht, obwohl er voraussetzen kann, daß dieselben kein direktes Geschenk für ihn seien, so nimmt das Gericht an, daß er im Sinne hatte, deren Wert zu bezahlen. In diesem Fall gibt der Angeklagte (der Abonnent) zu, daß er die Zeitung weiter annahm, nachdem er die alten Schulden bezahlt und die Zeitung abbestellt hatte. Er nahm sie trotz der Abbestellung von der Postoffice an und brachte sie in sein Heim. Dies war eine Annahme und ein Gebrauch von fremdem Eigentum, und da das Gericht nicht vernünftigerweise voraussetzen kann, daß der Zeitungsmann dem Manne mit der Zeitung ein freies Geschenk machen wollte, so entstand für den Abonnenten die Verpflichtung, zu bezahlen für das, was er annahm und nach Hause brachte. Denn die Herstellung und Veröffentlichung einer Zeitung erfordert viel geistige und physische Arbeit sowie eine bedeutende Anlage von Kapital. Wer eine Zeitung von der Postoffice annimmt, erhält eine Wohltat und ein Vergnügen von solcher Arbeit und Auslage des Zeitungsmannes, gerade so als wenn er sich die Produkte der Arbeit eines anderen Mannes angeeignet hätte. Und wegen dieser seiner Handlungsweise ist er auch verpflichtet und durch das Gericht gebunden, den Abonnementspreis zu zahlen."

2. Eine ähnliche Entscheidung wurde gefällt in dem Gerichtsfall Ward vs. Powell (3 Har. Del. 397), wo das Gericht entschied, daß der Angeklagte für die Zeitung zu zahlen hatte. Der Entscheid lautete: „Wenn jemand, der eine Zeitung nicht bestellt hat, sie auch nicht von der Postoffice annimmt, so kann er nicht haftbar dafür gehalten werden, eben weil er die Zeitung weder bestellt noch angenommen hat. Ist die Zeit eines Abonnements abgelaufen, für welches der Betreffende bezahlt hat, so muß er am Ende des Jahres dem Zeitungsherausgeber Nachricht zukommen lassen, daß er das Blatt nicht länger haben will, oder er schicke die Zeitung selber zurück mit dem Vermerk: „Stop sending the Paper." Natürlich müssen alle bisherigen Schulden bezahlt sein, ehe Abbestellung erfolgen kann."

3. In dem Fall Foga vs. Portsmouth Athenenm (41 N. H. 115) entschied der Richter: „Wenn ein Zeitungsherausgeber eine Zeitung regelmäßig an eine Person durch die Post sendet, und die Person nimmt die Zeitung von der Postoffice an, weigert sich aber später, wenn eine Rechnung eingeschickt wird, den Abonnementspreis zu zahlen, indem er sagt, er habe nicht abonniert, und dann auch weiterhin die Zeitung annimmt, nicht zahlt und nicht abbestellt, so nimmt das Gericht an, daß eine solche Person zu zahlen hat wie alle andern Abonnenten."

4. In dem Gerichtsfalle Goodland vs. LeClair (78 Wis. 176) hatte der Kläger für den Beklagten eine Anzeige im Blatt gehabt, für dessen Preis beide übereinkamen. Dann wurde dem Verklagten die Zeitung ein Jahr lang geschickt und er verweigerte niemals die Annahme der Zeitung, schickte sie auch nicht zurück. Das Gericht betrachtet die Annahme der Zeitung als genügenden Grund, daß der Verklagte für beides, Anzeige wie auch Abonnement zu zahlen habe.

Die Uebereinstimmung dieser Entscheidungen mit obigem liegt auf der Hand.

Nun noch eine kurze Bemerkung, um ein Mißverständnis zu vermeiden. Es ist in der Vergangenheit wiederholt vorgekommen, daß ein Abonnent von der Liste gestrichen werden mußte, weil er seinen Verpflichtungen nicht nachkam und nach mehreren Mahnungen nichts von sich hören ließ. Sind nun durch das Abstreichen von der Liste seine Verpflichtungen ausgelöscht? Durchaus nicht! Ebenso wenig wie die Schulden bei einem Kaufmann ausgelöscht sind, weil dieser sich weigert, einem verschuldeten Kunden noch weiter Waren auf Kredit zu verkaufen.

Die Redaktion.

Münster Getreidepreise:

Mittwoch, den 25. September 1929.

		Street	Track
Weizen	Nr. 1 Northern	1.23	1.45½
	Nr. 2 "	1.20	
	Nr. 3 "	1.17	
	Nr. 4 "	1.13	
	Nr. 5 "	.99	
	Nr. 6 "	.79	
	Futter "	.68	
	Nr. 1 Rejected	—	
	Nr. 2 "	—	
	Nr. 3 "	—	
Hafer	No.2 CW	.55½	.68½
	No.3 CW	.52½	
	Extra Futter	.52½	
	No.1 Futter	.50	
	No.2 Futter	.47	
	Rejected	.45	
Gerste	No.3 CW	.53	.71½
	No.4 CW	.48	
	Rejected	.39	
	Futter	.34	
Roggen		.87	
Flachs		2.64	

Zäher Weizen bringt 4 Cents und feuchter Weizen 15 Cents weniger als der Grad zu dem er gehört. Die Angaben für den Weizen sind auf der Basis No.1.

Freistelle von der Immerwährenden Hilfe Mariä

Bisher eingegangen $3496.00
Ungen., Brandon, Man. 5.00
Ungen., Saskatoon 5.00
$3506.00

Freistelle zu Ehren d. hl. Bruno zum Andenken an Abt Bruno

Bisher eingegangen $168.15

Gaben

Mt. Carmel Fund,
zur Danksagung
von St. Paul, Minn. 3.30

Für Rev. P. Lullus Huette in China, von

Mrs. John Mamer 1.00
Miß C. Mamer 0.50
B. Schandel 1.00

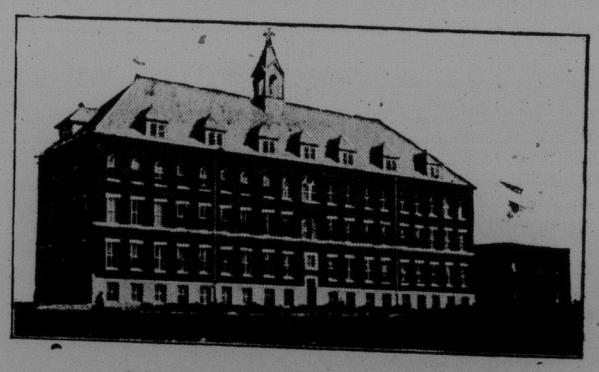
Vergelt's Gott!

St. Peters = Kollegium

Pensionat für Knaben und Jünglinge

Muenster, Sask.

Anfang des Schuljahres am 25. September



Die Schule mit Familiengeist

Es gibt wenige Dinge, die junge Leute zu einem besseren demokratischen Geist erziehen, als ein Pensionat. Da herrscht kein Unterschied wegen Reichtum oder sozialer Stellung, Nationalität oder dergleichen. Alle stehen auf gemeinsamem Grunde.

In einem katholischen Pensionat gibt es immer Gelegenheiten, sich zu üben in gemeinsamer Arbeit, in Selbstbeherrschung, Nächstenliebe und gegenseitiger Gefälligkeit. Zugleich herrscht lobwürdiger und anregender Wettbewerb.

Um Aufschluß schreibe man an:

The Registrar, St. Peter's-College, Muenster, Sask.

Volksverein deutsch-canadischer Katholiken

Hochw. Ed. A. Kierdorf, O.M.J., Generalsekretär, 459 Main St., Winnipeg, Man.

J. J. Sauer, Humboldt, Sask., Generalleiter. Hochw. Ed. A. Kierdorf, Winnipeg, Man., Einwanderungssekretär. F. Heidgerken, Humboldt, Sask., Generalschatzmeister.

Hochw. P. Peter, O.S.B., Münster, Sask., Präsident des Allgemeinen Vorstandes. Hochw. P. Schweers, O.M.I., Allan, Sask., Schriftführer des Allg. Vorstandes.

F. X. Hargarten, Bruno, Sask., Sekretär für das Schulwesen und Leiter des Lehrervermittlungs-Bureaus.

St. Peters-Kolonie

Münster. — In den letzten paar Wochen ging es im St. Peters-Kollegium äußerst geschäftig zu, um überall die näheren Vorbereitungen für die baldige Ankunft der Studenten zu treffen. Schon am Montag, ja sogar schon in der vergangenen Woche, kamen einige Studenten ins Kollegium. Die größte Anzahl derselben jedoch, — und es ist eine stattliche Zahl — sowohl frühere als neu eintretende Studenten, kamen mit den Zügen oder im Automobil am Dienstag, dem für die Ankunft festgesetzten Tage. Am nächsten Tage begannen die verschiedenen Klassen, u. in ein paar Tagen wird man die lange Unterbrechung, Ferien genannt, vergessen haben. Jetzt heißt es, sich mit ganzer Energie auf die Arbeit werfen, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Je ernster man sich seiner Arbeit widmet, desto wahrer wird das Sprichwort: „Arbeit macht das Leben süß."

— Am Montag hatte das St. Peters-Kollegium die Ehre des Besuches der folgenden Hochw. Herren: T. Schweers, O. M. I., von Allan, J. O'Leary von Young, und A. Milnar von Elton. Der Hochw. L. J. Daouit von Prince Albert begleitete am Dienstag drei Studenten nach dem Kollegium.

— Letzte Woche machten Mr. und Mrs. Henry Bruning von Saskatoon ihren gewohnten Besuch bei ihrem Sohne Edward in Münster, um wieder für eine Zeitlang ihr Heimweh nach der früheren Heimat, dem unvergleichlichen Münster, zu befriedigen. Dabei erneuerten sie die alte Freundschaft mit vielen früheren Nachbarn.

— Der 13jährige Sohn des Herrn A. Buchmann hatte das Unglück, sich beim Andrehen des Automobils den Arm zu brechen. Nach kurzer Behandlung im St. Elisabeths-Hospital zu Humboldt kehrte er nach Hause zurück. Der Arm wird bald wieder geheilt und das Unglück schnell vergessen sein.

— Trotz allen entgegengesetzten Anzeichen hielt das schöne Dreschwetter bis Dienstag abend aus. Die meisten Farmer haben das Dreschen vollendet und das Getreide trocken eingebracht. Am Mittwoch regnete es früh morgens, und auch im günstigsten Falle wird das noch übrige Dreschen für ein paar Tage verzögert werden. Während der ganzen Woche herrschte gemäßigtes Herbstwetter. Nur ein einziger Tag, der 18. September, machte mit der niedrigen Temperatur von 22 Graden davon eine Ausnahme. Die letzten drei Tage waren vielfach wolkig.

Humboldt. — Mrs. Adolph Poelzer wurde letzte Woche von einer wütenden Kuh angefallen und ernstlich verletzt. Sie liegt schwer krank im St. Elisabeths-Hospital.

— In der Familie Bernhard Saretzki kehrte am 19. September Gottes Segen in der Gestalt eines kleinen Knäbleins ein. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Anton Vinzenz. Taufpaten waren Vinzenz und Maria Kolinski.

— Das große Ereignis der Woche und vielleicht des ganzen Jahres war die Rede des Mr. Aaron Sapiro in der Stadthalle und in der Columbus-Halle am Abende des 24. September. Es möge für heute genügen, zu sagen, daß beide Hallen buchstäblich bis auf den letzten Platz gefüllt waren; eine größere Anzahl von Zuhörern konnte keine Sitzplätze mehr bekommen. Mr. Sapiro sprach über das Thema: „100prozentige Kontrolle des Marktes durch den Weizen-Pool." Er ist ein sehr eindrucksvoller Redner.

St. Benedict. — Der „Saskatoon Star-Phoenix" vom Montag enthält folgende Nachricht: „Ueber Mrs. Bonath, Frau des Ladenbesitzers von St. Benedict, wird berichtet, daß sie bei einem Automobil-Unglück am Sonntag nahe bei St. Benedict getötet wurde." R. J. P.

Leofeld. — Die Schreinerarbeit an dem neuen Pfarrhause ist vollendet. Nun braucht das Haus bloß mehr von außen und innen angestrichen sowie mit Möbeln versehen zu werden, so kann der Herr Pfarrer seinen Einzug halten. Hoffentlich wird der Winter mit seiner Ankunft noch warten, bis alles fix und fertig ist.

— Am 1. September taufte der Hochw. P. Fridolin ein Kind der Familie Ludwig Weisensel auf den schönen Namen Hildegard. Ferdinand Weisensel und Katharina Luke waren die Taufpaten. — Die hl. Hildegard, eine deutsche Ordensfrau aus dem Orden des hl. Benedikt, deren 750. Todestag in diesem Jahre gefeiert wird, wird vielfach als die größte Frau des Mittelalters bezeichnet.

— Herr Johann A. Renneberg ist ein ziemlich kranker Mann und muß schon seit ein paar Wochen das Bett hüten. Möge Gott ihm viel Geduld und baldige Genesung schenken!

Lake Lenore. — Mr. John Gerwing kam kürzlich von Nebraska, um sein Getreide zu dreschen; und kehrte nach Vollendung der Arbeit wieder nach den Ver. Staaten zurück. Während seines Aufenthaltes dahier verkaufte er ein Viertel Land zu $42.00 den Acre.

Danksagung

Wir, die Unterzeichneten, sprechen hiermit all unseren Freunden und Nachbarn, welche uns während der Krankheit und beim Tode unserer geliebten Gattin und Mutter so hilfreich beigestanden sind, unsern herzinnigen Dank aus. Besonders danken wir der hochwürdigen Geistlichkeit und allen, die am Begräbnisse teilgenommen haben.

Mathias Gyocrick Sr. und Kinder

Preis der Mutter

Singt mit mir der Stube Preis,
Wo die Mutter sorgsam waltet,
Wo sie in der Kinder Kreis
Wie ein Engel schafft und schaltet,
Wo beim ersten Tagesgrau'n
Sie zum Himmel hebt die Hände
Und dir, lieblichste der Frau'n,
Bringt ihr Herz als Morgenspende.

Wo die Mutter sorgt und wacht
Noch in später Abendstunde,
Wo sie in der Sternennacht
Bitten schickt aus frommen Munde,
Wo sie vor dem Hausaltar
Niederkniet und sinnt und dichtet
Und ihr Auge deutantklar
Sich aufs hehre Kreuzbild richtet.

Ob auch Leiden schwer und rauh,
Tief ihr Mutterherz durchbohren,
Eine Heldin ist die Frau,
Nie hat sie den Mut verloren.
Nicht der Welt hat sie gesagt,
Was ihr armes Herz gelitten,
Gott allein hat sie geklagt,
Und Erhörung ward den Bitten.

Arm mag auch die Stube sein,
Reich an Gnade muß sie werden,
Wo die Mutter still und rein
Waltet engelsgleich auf Erden.
Bringet Preis der Mutter denn,
Singt das alte Lied aufs neue:
Ewig möge fortbesteh'n
Mutterlieb' und Muttertreue!

Philothea

Health Service

Tuberkulose (Schwindsucht) in Kindern

In der letzten jährlichen Versammlung der „Canadian Public Health Association" berichtete Dr. M. M. Price über die Resultate einer Untersuchung, die das öffentliche Interesse beansprucht. Die Untersuchung beschäftigte sich mit der wichtigen Frage der Verbreitung der Rinder-Tuberkulose, d. h. jener Art von Tuberkulose (Schwindsucht), von welcher Rinder befallen werden und welche auch Kinder ansteckt.

Folgende Angaben sind dem Bericht entnommen:

„Das Auftreten der Rinder-Tuberkulose im Menschen hängt ab von dem Grade der Tuberkulose in den Rindern, deren Milch gebraucht wird, und von der Quantität roher Milch, welche die Kinder genießen . . . In Canada reagieren ungefähr 5 Prozent der untersuchten Rinder auf Tuberculin (d. h. bei ungefähr 5 Prozent der Rinder sind Anzeichen von Tuberkulose vorhanden) . . . . Je jünger eine Person ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit der Ansteckung durch den Genuß der Milch, u. desto wahrscheinlicher ist es, daß die Krankheit der Rinder-Tuberkulose zuzuschreiben ist."

In einer Gruppe von 148 Kindern, die untersucht wurden, fand man die Rinder-Tuberkulose in 20 derselben. Was die anderen 128 Kinder betrifft, welche von der den Menschen eigenen Tuberkulose angesteckt waren, so ließ es sich bei den meisten derselben nachweisen, daß sie dem Umgang mit einem an Lungenschwindsucht Leidenden ausgesetzt waren. In vielen Fällen von Rinder-Tuberkulose bei Kindern ließ es sich nachweisen, daß die Milch im rohen Zustande genossen wurde, und in den meisten dieser Fälle konnte man den Ursprung der Krankheit durch die Milch feststellen.

Der wichtigste und lehrreichste praktische Punkt ist dieser, daß alle jene Kinder, welche durch die Rinder-Tuberkulose angesteckt waren, von solchen Plätzen kamen, wo die Milch nicht pasteurisiert wurde. Die Gruppe, welche untersucht wurde, schloß eine Anzahl von Kindern ein, die in der Stadt Toronto leben, und nicht ein einziges von diesen Kindern war von der Rinder-Tuberkulose angesteckt. Die Milch in Toronto wird schon seit Jahren pasteurisiert. Es ist kaum notwendig, die Schlußfolgerungen zu ziehen. Denn es ist klar, daß durch Pasteurisation die Rinder-Tuberkulose ausgeschaltet werden kann, welche für eine verhältnismäßig große Proportion von Tuberkulose unter jenen Kindern verantwortlich ist, die Milch gebrauchen. Siechtum, Verkrüppelung, Leiden und manchmal der Tod sind die Folgen der Rinder-Tuberkulose u. Kindern. Pasteurisierte Milch ist ungefährlich und ihr Gebrauch schützt Kinder vor vielen Krankheiten, einschließlich der Rinder-Tuberkulose.

"Questions concerning Health addressed to the Canadian Medical Association, 184 College Street, Toronto, will be answered. Questions as to Diagnosis and Treatment will not be answered."

Funkverkehr zwischen See- und Luftschiff

Vor Beginn der Amerikafahrt des „Graf Zeppelin" hatte die Hamburg-Amerika Linie wieder allen ihren auf dem Atlantik befindlichen Schiffen die Weisung gegeben, dem Luftschiff in jeder Beziehung behilflich zu sein. Von dieser Hilfsbereitschaft machte „Graf Zeppelin" auf seiner Fahrt nach Lakehurst am Sonntag, dem 1. August, Gebrauch als seine Verbindung mit dem Festlande durch atmosphärische Störungen unterbrochen wurde. Der in der Nähe befindliche Hapagdampfer „Deutschland" wurde durch Funkspruch gebeten, die Verständigung zwischen dem Luftschiff und dem amerikanischen Festlande zu vermitteln. Ueber die Radiostation der „Deutschland" gelang es den gesamten Funkverkehr des Luftschiffes bis zum Nachlassen der Luftstörungen einwandfrei abzuwickeln.

— Vom Büro Louis Weickum

Gegen den Geist der Welt

Während der selige L. M. Grignon von Montfort der Selbsterkenntnis, der Erkenntnis Jesu und Mariä je 6 Tage des mündlichen Gebetes und der Betrachtung zuweist, will er, daß wir 12 Tage, also doppelte Zeit darauf verwenden, uns vom Weltgeiste loszumachen. Er geht darin mit F. W. Faber einig, der einmal sagt, von den drei Feinden unseres Seelenheiles: Teufel, Fleisch und Welt, sei die Welt der Gefährlichste. Das wird uns heutzutage geradezu greifbar. Wir leben wieder einmal in einer Periode der Verweltlichung, in einer Zeit, in der man die Gefahr des Weltsinnes selbst unter den Gutgesinnten unterschätzt und ihm gerade deshalb um so leichter zum Opfer fällt. Nehmen wir es also recht ernst damit, den Kampf gegen die „Welt" in uns und um uns mit Eifer durchzuführen.

F. W. Faber nennt die „Welt" in einer meisterhaften Definition „eine Art von Geist, der einer ungeborianen Schöpfung entsteigen ist, wie wenn die Folgen und Einflüsse aller Sünden, die jemals begangen worden sind, in der Atmosphäre zurückgeblieben wären, und sie mit einem kaum wahrnehmbaren, aber höchst ansteckendem Miasma vergiftet hätten." Es liegt in der Natur der Dinge, daß, um P. F. W. Faber weiter zu folgen „ihre Macht mit der Zeit zu wachsen scheint — mit andern Worten, die Welt wird weltlicher. Die Zivilisation entwickelt sich, der Fortschritt hilft ihr dabei und vermehrt ihre Leistungsfähigkeit. — Wenn die charakteristischen Züge der modernen Zeit mit der reißenden Schnelligkeit und der herkulischen Kraft sich entwickeln, wie sie in Aussicht stehen, so dürfen wir versichert sein, wie schon die Prophezeiung zum voraus anzunehmen berechtigt, daß das Ende der Welt und das Reich des Antichrist Zeiten der tyrannischen Verweltlichung sein werden." Wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um die Erfüllung dieser Vorhersage, wenigstens in ihren Anfängen, verfolgen zu können.

Der Körper und sein Wohlergehen und Wohlleben ist heute alles. Gesund sein, lange leben, genießen, glücklich sein und groß sein — ha! ist uns diese Sprache nicht erinnerlich? Ihr werdet sein ein schönes, starkes Geschlecht, das die Erde beherrscht — „ihr werdet sein wie Gott!" Luzifer bedient sich der Welt, jetzt wie einst, um den schwachen Menschen zu betören, und er packt ihn an seiner schwächsten, empfindlichsten Stelle. Fühlen wir sie nicht zuweilen in unsern Adern, die dämonische Versuchung, wenn wir die Lustgeschwader hieher im Aether segelnd erblicken, wenn der Rundfunk aus weitweiten Fernen Stimme und Ton unserm entzückten Ohre zuführt, wenn Riesenwerke der Technik unsern Geist verblüffen, — die dämonische Versuchung, „dem Tiere mit Bewunderung nachzugehen?" Ach und wo sind sie und wie wenige sind ihrer, die dann in Demut darüber denken gedenken, der alles das gegeben — den Geist, den Gedanken, das Genie, die Kraft, die Mittel — alles, alles? Gewiß; unter den Feinden Gottes ist die Welt der mächtigste. Und diesen mächtigsten Feind Gottes und unseres Seelenheiles müssen wir bekämpfen, somit betört er uns mitten in unserem Streben nach der christlichen Vollkommenheit. Und diesem mächtigsten Feinde sind wir gewachsen durch den Glauben, denn „das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube."

Wollen wir den Weltsinn überhaupt erkennen und noch mehr, ihn wirksam bekämpfen, müssen wir aus dem Glauben leben. Aus dem Glauben müssen wir uns jene Grundsätze holen, die wir den verkehrten Ansichten der Welt entgegensetzen. „Die Welt" schreibt Faber „verlangt stets einem argwöhnischen Herrscher unter Konkordate. Heute bietet sie uns einen Kompromiß an, morgen einen andern . . . Mit festen Grundsätzen sind wir über solche Dinge von vornherein hinweg . . Ein inconsequenter, wenn auch großer Mann ist ein ohnmächtiges Geschöpf in praktischen Dingen, während ein konsequenter, mittelmäßiger Mensch die Taten eines großen Mannes zu schaffen imstande ist."

Was immer also die Welt uns sagt und rät — prüfen wir es an unserem Katechismus, am heiligen Evangelium, an den Lehren unserer heiligen Kirche. Die Welt sagt uns: Der Mensch ist groß und will uns mit Selbstbewußtsein und Eitelkeit erfüllen. Der Glaube sagt uns: Gott allein ist groß; — der Mensch ist aus sich ein Nichts, und was er hat und kann, das hat er von Gott. Selbstbewußtsein und Eitelkeit sind Torheit. Gott allein die Ehre — dem gutwilligen Menschen aber eben dadurch den Frieden, das Glück eines wohlgeordneten Innern.

Die Welt sagt: Ziel unseres Lebens ist eine selbstgründete Existenz, ein behagliches Dasein. Der Glaube sagt: Falsch! Sinn und Ziel unseres Daseins ist die Verherrlichung Gottes und dadurch unser ewiges Heil. — Die Welt sagt: Arbeite, schaffe und richte dich häuslich ein auf dieser schönen Erde. Der Glaube sagt: Alles Irdische ist vergänglich. Nütze es so, daß du darüber den Himmel nicht verlierst. — Die Welt spricht vom Wert der Persönlichkeit. Der Glaube sagt: Der Mensch ist ein Sünder, aber seine Seele ist von fast unendlichem Wert, weil der Sohn Gottes sie durch sein Blut erlöst hat. — Die Welt geht scheuen Auges am Erlöser vorüber. Der Glaube lehrt uns die Nachfolge des Gekreuzigten in Liebe und herzlicher Hingabe. — Der Welt ist Kreuz und Leid gleichbedeutend mit Unglück, dem Glauben gilt es als Gnade und gütige Heimsuchung. Die Welt trachtet nach Reichtum und Ehre. Der Christ fürchtet ersteren und verachtet letztere, denn ersterer wird nur zu oft zur Kette und letztere ist nichtig: was soll das auch sein, wenn eine Mücke die andere preist? Die Welt sagt dem Genuß nach. Der Glaube sagt uns, daß der Genuß verweichlicht, verflacht, zerstreut und dem Menschen den Geschmack am Himmlischen raubt. Die Welt sagt, es gibt keine Sünde. Der Mensch ist sich selbst Gesetzgeber. Der Glaube sagt: Halte die Gebote — das ist der ganze Mensch. Die Welt sagt: Man kann nicht gegen den Strom schwimmen. Der Glaube sagt: Wenn dein Auge dich ärgert, so reiße es aus. Die Welt will „religiös" sein, aber sie hat für jede Sünde und Verkehrtheit ein Hintertürchen offen. Der Glaube sagt: Frommsein ist nur: wer Gottes Willen tut. Die Welt sagt: man könne brav und gut sein, ohne auf jedes Wort des Papstes und der Priester aufzupassen. Der Glaube sagt: Gehorsam ist besser als Opfer. Die Welt sagt: Um Gutes zu erreichen, muß man oft ein Auge zudrücken. Der Glaube sagt: Der Zweck heiligt die Mittel nicht. Die Welt sagt: Man muß oft mitmachen, um zu gewinnen. Der Glaube: Jede hat nicht an einem Joch mit den Ungläubigen ühre.

O halten wir fest an den Grundsätzen unseres heiligen Glaubens. Seien wir wirklich katholische Charaktere. Wenn es auch andere anders machen und uns scheel darum ansehen, daß wir nicht mittun, z. B. in der Mode, in der Vergnügungssucht, in der Kindererziehung usw., lassen wir uns das nicht ärgern. Wir sind keine Automaten, die bei jedem Zehnerl der Lockung oder Drohung „ja" nicken müssen; wir müssen zur rechten Zeit auch „nein" sagen können. Darauf ruht der Segen des guten Beispiels. Und wenn nur ein Auge befriedigt auf uns ruht, — das Auge Gottes, ja wiegt das den Beifall einer ganzen Welt auf. Dieser Gedanke muß der enge Anschluß an Gott in Glaube, Gebet und Sakramentsempfang werden uns über die Gefahren des Weltsinnes hinüberheben, wie denn auch P. Faber am Schlusse seines herrlichen Kapitels über die Welt schreibt: „Es gibt keine Macht, welche dem vielgewandten Geiste der Welt entgegentreten kann, als nur eine, und diese ist das Verlangen nach Gott, der heiße Wunsch, sein Auge nicht zu scheuen, und die glühende Sehnsucht nach seiner Schönheit. Es gibt kein Spezifikum gegen den Weltsinn als Gott."

Gott suchen und nicht sich selbst, ist auch hier wieder das Ausschlaggebende. Wir sehen oft mit Erstaunen, wie religiöse Menschen doch den Einflüsterungen des Weltsinnes zugänglich sind und dann in jenen unglücklichen Zwitterzustand gelangen, daß sie Gott dienen wollen und der Welt. Wenn wir diesem Zustande auf den Grund gehen, so finden wir, daß das Menschen sind, welche nicht das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit „zuerst" suchen. Ach und wir selbst fallen zuweilen bewußt in diesen Fehler. Es will unserer Natur oft gar zu schwer und traurig vorkommen, immer zurückzustehen, immer zu opfern. Dieser Gedanke ist aber nichts als ein feiner Betrug des Lügners von Anbeginn. Wenn wir Gott vor allem suchen, werden wir eben dadurch glücklich schon hienieden und sogar zeitlicher Segen wird uns zuteil, wie es ja im Evangelium steht: „alles andere wird euch hinzugegeben werden."

Die Nachgiebigkeit gegen unsere Natur hat uns noch niemals wahre Freude gebracht. Die Welt aber, die es so gut versteht, uns zu schmeicheln, hat auch eine andere Sprache auf Lager: Weg mit den Alten, den Kränklen, den Schwachen! Nieder mit den Unbeschränkten! Den Starken und Klugen gehört die Welt; ihnen ist es erlaubt, jedes Hindernis auf dem Wege des Erfolges und des Genusses niederzutreten, wenn es auch über einige Existenzen und gebrochene Herzen geht. Da ist es wieder der Glaube, der uns schützt vor dem Moloch des modernen Egoismus. Der Glaube sagt uns: Wertvoll ist jedes Leben, das für Gott gelebt wird, am wertvollsten die Geduld und Ergebung der Alten, Schwachen, Kranken. Bei Gott fahren wir immer am besten. Gott ist die Liebe. Er läßt sich nie an Großmut übertreffen von seinem Geschöpfe. Suchen wir Ihn nur immer und in allem „zuerst" und wir werden seine unaussprechliche Güte und Süßigkeit erfahren, denn er kann auch im Leiden, ja selbst in der Verlassenheit uns süß sein. Er will uns ja heilig machen. Wie werden wir es Ihm einst danken! Als man einmal an jemand die Frage richtete, warum wohl Jesus ihr der so viele Leiden schicke, da antwortete sie: „Weil er so gut ist." Das ist die große Blindheit der Welt, daß sie die Werte nicht zu unterscheiden weiß. Sie hält Gold für Tünger und Tünger für Gold. Halten wir es mit dem hl. Evangelium gegen die Welt und wir werden am Tage des Gerichtes triumfieren.

(Die Schildwache)

Ein gebildeter deutscher Landwirt, katholisch, 33 Jahre alt, Besucher der landwirtschaftlichen Schule, welcher durch den Krieg sein Vermögen total ganz verloren hat,

sucht Arbeit

gleich welcher Art. Derselbe kennt alle Landarbeit, und kann erstklassige beglaubigte Zeugnisse aus deutschen Kornkammerstellen vorlegen. — Zuschriften an

Max Klusmann
c. o. Mr. L. C. Transon
R. R. 2, Franklin, Man.

Reiner Manitoba-Honig
Köte mit sechs 10-pfündigen Eimern
Preis $8.00
Maison St. Joseph — Otterburne, Manitoba

EMIL'S HUMBOLDT'S DRUG DISPENSING STORE CHEMIST

EINZIGE DEUTSCHE APOTHEKE IN HUMBOLDT

Ein Beruf

der die ausgezeichnete Gewandtheit verlangt,
Das Rezept, das Ihnen Ihr Doktor verschreibt, ist nicht zuverlässig, wenn es nicht mit der äußersten Genauigkeit zusammengesetzt wird. Ihr Apotheker, der für solche genaue Arbeit unentbehrlich bildet und geschult wurde, sorgt, mißt und wägt die Medizin mit Sorgfalt und Gewandtheit zusammen, so er muß, um großes Vertrauen des Arzt und deren Patienten in ihn haben. — Zeigen Sie Ihrem Arzt, daß er Ihre nächste Kontribution an Emil's Apotheke telephonieren.

Emil L. Gasser
Siebzehn Jahre Erfahrung als Chemiker
TELEPHON NO. 216 — MAIN ST. — HUMBOLDT

Hoffe noch,
selbst wenn andere Medizinen Dir nicht geholfen haben. Ein einfaches, erprobtes Kräuterpräparat wie
Forni's
Alpenkräuter
kann Dich auf den Weg der Genesung bringen. Es hat dies für tausend Andere getan. Warum nicht auch für Dich.
Es ist durchaus zuverlässig. Es enthält keine schädlichen Drogen. Es ist gut für jeden in der Familie.
Die interessante Geschichte seiner Entdeckung, sowie wertvolle Auskunft und wahrhafte Zeugnisse, werden auf Wunsch frei geschickt.
Dieses berühmte Kräuterheilmittel ist nicht in Apotheken zu haben. Besondere Agenten liefern es. Man schreibe an
Dr. Peter Fahrney & Sons Co.
2501 Washington Blvd. Gestiftet in Grundbesitz gebrieft. Chicago, Ill.

Noch mehr über Theresia Neumann

(Fortsetzung)

In der Fastenzeit 1927 bluteten Hände und Füße an den Freitagen wieder. Von Ostern bis Pfingsten 1927, also solange in der Kirche das osterzeitliche „Alleluja" erklang, hatte Theresia keine Freitagsleiden, auch nicht in der Osterzeit 1928 und 1929. Wie tief bei Theresia die Seitenwunde geht, ist anscheinend nicht festgestellt worden. In den ersten Monaten nach ihrem Auftreten schien sie ziemlich flach zu sein, später hat sie sich sehr vertieft, so daß Theresia das Gefühl hatte, sie müßte bald durch das Herz hindurchdringen und auf dem Rücken sichtbar werden. Dieses regelmäßige Auftreten des Blutverlustes nur an bestimmten Wochentagen, also nicht vierteljährlich, monatlich oder alle vierzehn Tage, sondern wöchentlich und immer an dem gleichen Tage, ist höchst merkwürdig. Man hat sich schon oft gefragt, wo die bei über sechsjährigem Siechtum und steten Blutverlusten selbstverständlich hochgradig blutarme Theresia nur das viele Blut immer hernehme, das ihrem Körper andauernd entzogen wird. Und dabei ißt und trinkt sie nichts. Es fließt reines Blut, kein Eiter. Die Wunden bluten ganz wie frische, durch äußere Verletzung hervorgerufene Wunden. Und doch sind die Wunden von selbst aufgetreten. Und auch das Blut kommt immer wieder von selbst. Bei meinem zweimaligen Besuche bei Theresia in Konnersreuth konnte ich mich selber über die hier angegebenen Tatsachen überzeugen. Mit meinen eigenen Augen habe ich ihre Wundmale geschaut, und dieselben bluten sehen, und hundert Zeugen mit mir. Wer daher nicht glauben will, mag ja persönlich nach Konnersreuth gehen — die Theresia Neumann lebt ja noch — und sich überzeugen. Auf natürlichem Wege hat die Wissenschaft diese geheimnisvollen Vorgänge noch nicht zu erklären vermocht. Probiert hat sie es schon, aber es ist ihr nicht gelungen.

Nun erübrigt noch, daß wir näher eingehen auf den Charakter ihrer Ekstasen, oder Schauungen, wie Theresia sie selber nennt. Lassen wir Theresia wieder selber zu Worte kommen. Sie sagt: „Daß ich Schauungen habe, dafür kann ich nichts. Ich betrachte mich bloß als Werkzeug, dessen Gott sich nach Belieben zu seinen Plänen bedienen mag. Wenn meinetwegen gleich heute meine seltsamen Wunden verschwinden würden und ich auch keine Schauung mehr hätte, so wäre es mir auch recht. Mir ist es gleich, ob ich Schauungen habe oder nicht. An den Schmerzen Jesu nehme ich in großem Mitleid teil. Die Schmerzen, die ich den Heiland leiden sehe, prägen sich auch mir ein. Während der Schauung „schaue" ich. Ich bin da so ausschließlich mit dem lieben Heilande beschäftigt, daß ich für mich selbst keine Zeit mehr übrig hätte, weiter auch noch an mich zu denken. Wenn ich zwar beim Anblicke des übergroßen Leidens Jesu selbst auch Schmerz empfinde und mit ihm leide, so kommt mir aber doch in dieser Zeit mein eigener Schmerz nur wenig zum ausdrücklichen Bewußtsein. Meine Schmerzen beginne ich erst dann wie eigene Schmerzen und direkt an mir selbst zu empfinden, wenn die Schauung unterbrochen wird und Jesus meinen Augen entschwunden ist. Wenn Jesus z. B. gegeißelt, mit Dornen gekrönt, gekreuzigt wird, ist es mir nicht, als würde ich ebenfalls gegeißelt, mit Dornen gekrönt, gekreuzigt. Zwar empfinde ich unwillkürlich Schmerzen, welche denen des lieben Heilandes entsprechen. Aber ich kann nicht weiter darauf achten. Ist jedoch die einzelne Schauung vorüber und tritt zwischen den einzelnen Visionen eine Pause ein, so empfinde ich Schmerzen wie von den Wunden einer Geißelung, besonders auf Rücken. Ich meine, als würden mir Dornen im Kopfe stecken, und ich empfinde nun die Schmerzen meiner Hände und Füße als meine eigenen Schmerzen. Ich habe dann z. B. nicht etwa Kopfweh, sondern ich fühle den stechenden Schmerz wie von eingedrückten Dornen. Dann zupfe ich oben am Kopfe rund herum, als möchte ich mir etwas herausziehen, die Dornen nämlich. An Donnerstagen und Freitagen befinde ich mich also nicht ununterbrochen in der Schauung. Mitten zwischen hinein komme ich wieder zu mir und es treten längere Unterbrechungen ein. Ich sehe deswegen auch nicht immer das ganze Leiden. Wenn ich sage: „Ich kommt etwas zu mir", so bediene ich mich dabei bloß einer üblichen Ausdrucksweise. Denn ich bin während der Schauungen nicht etwa vielleicht bewußtlos. Das können ja die Umstehenden selber sehen, daß ich da nicht schlafe oder träume oder etwa geistesabwesend bin. Ich könnte mich somit auch nicht immer so gut an alles erinnern, wie ich das in Wirklichkeit tue, oder ich hätte auch über haupt keine Erinnerung. Durch das, was ich sehe, ist mein Geist auf das lebhafteste in Anspruch genommen und beschäftigt sich auf das angelegentlichste mit dem, was sich vor meinen Augen abspielt."

Wenn man Theresia fragt, was ihr bei dem ganzen reichen Leiden Jesu das Härteste und Bitterste sei, dann macht sie überhaupt nicht gerne viele Worte. Aber mit einer unnachahmlichen, ruhigen Einfachheit erwidert sie auf die Frage, was ihr das Härteste dünke: „Daß man so gern helfen möchte und Ihm nicht helfen kann. Ich wollte mich gern mit aller Anstrengung bemühen und möchte zu ihm hin und kann nicht." Eben dies ist wohl darin ausgedrückt, daß sie bei ihren Schauungen die Arme stets wie in heftigem Verlangen ausgestreckt hält. Sie ist sich aber dessen nicht bewußt, daß sie die Arme so ausstreckt. Sie weiß es nur aus der Mitteilung ihrer Angehörigen.

Theresia fährt in der Schilderung ihres inneren Zustandes also fort: „In der Vision bin ich ganz in den Anblick Jesu versenkt; der mich jetzt nur mehr allein in Anspruch nimmt. Der H. H. Pfarrer machte schon den Versuch, mich in der Schauung anzusprechen. Aber darauf reagierte ich, wie er sagte, nicht im geringsten. Während der Schauung habe ich für meine Umwelt keine Empfindung. Ich hätte nicht die Kraft, mich aus dem Bette zu erheben. Außer der Schauung könnte ich unbedingt die Arme nicht so ausstrecken, wie ich es unter der Schauung ohne Mühe kann. Wenn ich vor 2000 Jahren alles miterlebt hätte und dabei gewesen wäre, könnte ich es nicht deutlicher gesehen und nicht unmittelbarer mitempfunden haben, als ich jetzt sehe. Mir ist, als würde vor mir, mir gegenüber, das alles jetzt eben zum ersten Male geschehen, was ich sehe und schaue. Das Erste, was ich immer sehe, ist Christus im Garten am Oelberge. Ich sehe Ihn mit drei Jüngern. Die Haltung und das Benehmen Jesu ist sehr bewegt. Jesus kniet bald nieder. Nach einiger Zeit steht er wieder auf. Er ringt die Hände, blickt dann wieder und wieder zum Himmel. In diesen Kämpfen und Ringen Jesu kann ich drei Akte deutlich unterscheiden, weil sich für mich der Garten am Oelberge aus drei Schauungen zusammensetzt. Beim zweiten Gebet ist es Jesus am härtesten. Ich sehe in seinem Gesichte zunächst rote Tröpflein zum Vorscheine kommen, auf einmal fängt das Blut zu rinnen an. Das drittemal ist es, wie wenn Jesus auf eine Wolke schauen würde. Diese ganz eigene Wolke, von der ich nicht weiß, welche besondere Bedeutung sie etwa für Jesus hat, steht tief und ist sehr nahe. Es ist eine helle Wolke, jedoch ohne eigentlichen Glanz, sie ist nicht wie von Licht und Feuer. Die Soldaten, welche Jesus gefangen nehmen, haben an den Schultern und die Brust herunter etwas Steifes. Sie tragen kurze Röcke, die bis zu den Knien reichen. Bei einigen sind diese Röcke unten mit einem goldenen Saume besetzt. Nach einiger Zeit sehe ich die Entkleidung zur Geißelung und die furchtbare Geißelung selbst. Die Säule, an welcher der Heiland angebunden wird, ist ziemlich hoch. Er wird an den Händen hinaufgezogen, jedoch nur so, daß der Körper straff angespannt ist. Unten steht der Heiland noch am Boden auf. Er wird von zweien zugleich unmäßig geschlagen. Die Ihn geißeln, sind so ähnlich wie die, welche Ihn im Garten am Oelberge gefangen genommen haben. Die Peiniger wechseln zweimal, so daß Ihn also sechs Mann geißeln. Der liebe Heiland wird am ganzen Körper gegeißelt: Zuerst am Rücken, dann wird er umgewendet, und nun geißeln sie Ihn vorne. Am härtesten fällt Ihm die völlige Beraubung seiner Kleider. Unter den vielen Schlägen schwillt zuerst die Haut auf, dann reißt sie und das Blut fließt, so daß der ganze Leib grauenhaft entstellt wird und von Blut und Wunden gerötet ist. Wenn die Soldaten ihrer Grausamkeit genug getan haben, binden sie den Heiland los und Er bricht zusammen, ein Anblick, daß es ein Jammer ist. Mit einem Male ist diese Schauung zu Ende. Dann denke ich wieder über das nach, was ich gesehen habe."

Die Mutter fügt hier bei, daß sich ihre Tochter nach dieser Vision von Schmerzen krümme und namentlich immer über die Schultern nach dem Rücken greife, als ob sie dort einen heftigen Schmerz beruhigen wollte. „Plötzlich", so fährt Theresia fort, „sehe ich die Dornenkrönung. Der Ort ist ein an der Seite offener Säulengang mit runden Bögen, so wie eine Halle. Draußen vor dem Säulengange ist aber der freie Himmel sichtbar. In diesem Säulengange bringen sie jetzt den Heiland daher von der Geißelung. Seine eigenen Kleider hat man Ihm noch nicht wieder zurückgegeben. Er ist nur in einen roten Mantel ohne Aermel gehüllt, der aussieht wie ein Ueberwurf. Die Männer, die Ihn führen, sind wieder solche wie bei der Gefangennehmung. Der Heiland wird auf einen behauenen Stein an der Wand gesetzt. Was der Stein sonst für einen Zweck hat, kann ich nicht erraten. Die Dornenkrone ist schon fertig. Sie wird dem lieben Heilande aufgesetzt wie ein Hut, ist also nicht ein Kränzlein bloß, wie wir es auf unseren Bildern sehen. Mit langen Stöcken preßt Ihm einer die Dornenkrone aufs Haupt. Das Blut läuft Ihm das ganze Gesicht herunter und dieses zeigt unter der Mißhandlung Empfindungen entsetzlichen Schmerzes. Dann geben die Peiniger dem lieben Heiland etwas wie einen Stab in die Hand, dessen obe-

(Fortsetzung auf Seite 7)

Wo ist unsere Heimat?

Von Dina Ernsberger

Wo ist unsere Heimat? Ist sie dort, wo wir der Jugend schönen Traum geträumt? oder wo das Haus der Eltern stand? Für viele mag sein, für alle aber gilt das nicht, denn es gibt auch Menschen, denen Jugend- und Elternhaus die Liebe schuldig blieb. Unsere Heimat ist aber nur da, wo die Liebe uns feinwurzeln ließ.

Eine Heimat ohne Liebe gibt es nicht oder nur dem Namen nach; denn wir suchen die Heimat bei anderen in einer echten, tiefen Liebe, die von Seele zu Seele geht, wie die Freundschaft, Gatten-, Braut- und Elternliebe. Nur jenes Kind empfindet den Segen und das beruhigende Glück der Heimaterde, dem Elternliebe ward. Leider aber gibt es auch arme Kinder genug, die im Hause der Eltern wohl ein Heim, aber keine Heimat fanden. Solche lernen nie das Heimatglück kennen. Wo der Jugend Sonne und Wärme und Liebe fehlt, da bleibt die junge Seele heimatlos, gleichviel, wäre die Wiege in einem Fürstenschloß oder in der Hütte gestanden. Liebe allein kann uns die Heimat geben.

Gott sei Dank, sind es Ausnahmsfälle, wo Kinder im Schutze des Elternhauses eine sonnen- und liebeleere Jugend verleben müssen; meist trifft dies harte Los solche, welche das Wort „Verwaist" die Gefühllosigkeit und Laune und das Unrecht der Mitmenschen lehrt. So oft begegnet uns bei den Menschen Verbitterung, mit all ihrem unangenehmen Gefolge, und geben wir dem Grund dieser Verbitterung nach, so finden wir in vielen Fällen, daß eine heimatlose Jugend die Wurzel dieser schlechten Charakterfehler war. Im Schatten können nur herbe Früchte gedeihen. Eine harte, sonnenlose Jugend macht auch den Erwachsenen hart und liebeleer gegen seine Mitmenschen. Es gibt nichts Bemitleidenswerteres als ein heimatloses Kind, das sich selbst überlassen, hinausgestoßen wird in die Kälte der Welt und das Elternhaus, statt lieben, fürchten oder gar hassen lernt. Begegnet uns im Leben ein solch armes, junges Menschlein, so machen wir es uns zur Pflicht, durch selbstlose Liebe wieder gut zu machen, was hier die Heimat durch Entzug der Liebe gesündigt hat. Das Almosen der Liebe ist immer und überall ein viel segenvolleres Werk als das Almosen des Geldbeutels; der vereinsamten, liebeleeren Jugend gegenüber ist aber opfernde Liebe von unschätzbarem Wert.

Die zweite Heimat im Leben suchen und finden wir in der Familie. Das Heimatglück in der Familie ist für unser ganzes Leben vielleicht noch bedeutungsvoller, wie das des Elternhauses. Sie ist das tiefstgegründete Heimatglück. Fehlt einem der Ehegatten in der Familie das Heimatgefühl, so ist das direkt ein Unglück. Diesem Umstand sind die meisten unglücklichen Ehen zu verdanken. Es gibt kein Eheglück ohne das Gefühl des Geborgenseins, des Geliebtwerdens — ohne den Gedanken: Hier ist deine Heimat.

Wo die Familie der Seele die Heimat nicht geben kann, da irrt sie heimatlos umher, frierend und hungernd nach Wärme und Liebe, und stößt sich die Füße wund auf dornenvollem Lebensweg. Und die Verbitterung schlägt ihre Krallen in das nach Heimatglück sich sehnende Herz und zerfleischt es, und die Zeitgenossen fliehen solchen Umgang und sprechen: das ich ein unguter, böser Mensch. — Der Stab wird gebrochen und niemand fragt: Woher? Weshalb? Die da von Heimatglück umgeben im warmen, trauten Nest über andere, denen dies Glück fehlt, so urteilen, haben gut reden. Was wissen die von dem Verlassensein der Heimatlosen?

Es liegt auch im Neid und in der Mißgunst gegen andere ein Unterschied. Es gibt einen gemeinen Neid — das ist der, welcher selbst alles hat und auch noch das Glück der anderen Zeitgenossen dazu möchte; und es gibt einen entschuldbaren Neid — das ist der einer verlassenen Seele, die allein auf kalter, öder Straße stehend, hinter den hellbeleuchteten Fenstern fremder Häuser das Heimatglück anderer beschaut.

Die brennendste Bitterkeit bringt das Wort „Heimatlos" für das Alter. — Man hat sich ein Leben lang geplagt und gespart und sich mit unendlicher Mühe und Entbehrung ein warmes Nest als Heimat geschaffen. Und diese Heimat hat man alternd mit dem Kinde geteilt. Der Sohn oder die Tochter hat geheiratet, Fremde kamen ins Haus und machten die Alten im Ausnahmestübchen heimatlos. Wo uns, statt Liebe und Dankbarkeit, Verrat und Abneigung entgegentritt, da haben wir unsere Heimat verloren.

Trifft der Verlust der Heimat die Jugend, so ist das weniger schlimm. Sie kann sich eine neue Heimat suchen. Die Jugend ist erfüllt von Idealen und Erwartungen, sie sieht den Stern im Nebelmeer verschwinden und andere steigen im leuchtenden Glanz empor; auch die Liebe zum Beruf, zu den Ideen, Idealen kann dem reifenden Leben zur Heimat werden. Anders ist es im Alter. Da bleibt das Herz heimatlos bis zur Totenbahre. Ein alter Baum kann nicht verpflanzt werden, und geschieht es doch, so stirbt er langsam ab und verdirbt. So geht es auch dem Alter. Es kann nicht mehr festwurzeln in fremder Erde. Vereinsamung ist sein Geschick; es verzehrt sich in Sehnsucht nach der alten Heimat, und Heimweh heißt die Krankheit, an der es zu Grunde geht.

Heimatsehnsucht bleibt keinem erspart. Sie begleitet uns durch das Leben. Man muß in der Fremde gewesen sein, um das Wort recht zu verstehen. Selbst das älteste und verhärtetste Herz erfassen weichere Gefühle, kommt es nach langen Jahren wieder an die Stätten seliger Kindheit, und die Heimatglocken wecken Erinnerungen wach. Der schieferblaue Kirchturmhut, das verwitterte Feldkreuz, die alte Linde, die stillen Gassen und alten Giebelhäuser, der plätschernde Brunnen, das alles redet eine laute Sprache von Jugend und Heimatglück.

Gar mancher trägt ein Leben lang die Heimatsehnsucht im Herzen und erst der Tod stillt das lange Sehnen. Er ist es, der allen eine Heimat gibt, eine Heimat, die keinem Gebot der Vergänglichkeit unterworfen ist. Jede irdische Heimat findet ihr Ende und ist unvollkommen, weil sie Enttäuschungen und Leid in sich trägt. Die Heimat über den Sternen, von wo unsere Seele ausging, um die geistigen Lehr- und Erziehungsjahre auf dem kleinen Stäubchen im Kosmos, das wir Erde nennen, zu bestehen, diese Heimat allein ist die bleibende, beglückende, befriedigende im Leben und im Tod. Diese Heimatsehnsucht soll uns durch das Leben begleiten, dann wird uns der Tod nicht zum grauenvollen Vernichter, sondern zum Freund, der uns mit weicher Hand zurückführt zur ewigen Heimat.

Die Bedürfnisse der Landwirte

Die Geschäfte und Bedürfnisse der Landwirte sind vielfältig und verschieden. Diese Bank hat, da sie mit den Landwirten in so enger Verbindung steht, durch praktische Erfahrung gelernt, wie sie ihnen in bestimmter und zufriedenstellender Weise dienen kann.

Sie hat ihnen geholfen, als sie Land, Saatgetreide, Vieh und Ackerbaugeräte kaufen mußten, und war ihnen behilflich, ihre Einkünfte in geordneter Weise zu sparen und festzuhalten. Der Manager unseres Baykzweiges wird gerne bereit sein, in irgendeiner Geldangelegenheit mit ihnen zu beratschlagen.

BANK of MONTREAL

(Gegründet in 1817) — Gesamt-Vermögen übersteigt $870,000,000

Humboldt: R. N. Bell, Manager — St. Gregor: I. B. Stewart, Manager
Saskatoon: G. H. Harman, Manager — Prince Albert: C.C.Gamble, Manager
Meacham: E.A.Leifer, Acting Manager—Lake Lenore: B.C.Downey, Manager

THE HUMBOLDT CENTRAL MEAT MARKET

Frisches Fleisch aller Art stets vorrätig.
Unsere Spezialität: **Vorzügliche Würste.**
Bringt uns Eure Kühe, Kälber, Schweine und Geflügel.
Lebend oder Geschlachtet. —— Wir bezahlen höchste Preise.

SCHAEFER & SCHOLTEN, Props., Humboldt, Sask.

Dr. H. R. Fleming, M.A.
Arzt und Chirurg.
Sprechzimmer in Dr. Heringers früherer Wohnung, gegenüber dem Arlington Hotel.
Telephon 154. Humboldt. Sask.

R. G. Boerger
Arzt und Wundarzt.
Office in Phillip's Block.
Office-Telephon 56. Wohnung 23.
Humboldt, Sask.

Dr. G. F. Heidgerken
Zahnarzt.
Office: Zimmer 4 u. 5 im Windsor Hotel. — Telephon No. 101.
Humboldt, Sask.

Joseph W. MacDonald, B. A.
Rechtsanwalt und Notar, Eid-Kommissär. — Geld-Anleihen werden vermittelt.
Büro: Frühere Geschäftsstelle des H. J. Foil. Bruno, Sask.

Dr. DONALD McCALLUM
PHYSICIAN AND SURGEON
— WATSON, SASK. —

O. E. Rublee
B. A. M. D. C. M.
Allan, —— Sask.

Dr. J. M. Ogilvie
Arzt und Wundarzt
Office in der Residenz, Main St.
Telephon 122 — Humboldt

Kleider, Pelze,
— Fußboden-Decken erneuert. —
Ihre Post-Office nimmt Pakete für uns entgegen.
Arthur Rose, Saskatoon, Sask.
Wenn Rose es reinigt, wird es rein.

Saskatoon Tannery Company
Wir gerben Häute für Kleidungsstücke (Robes), Geschirr-Leder, Band-Leder u. Rohhaut usw. Schafhäute u. Pelzgerbung ist unsere Spezialität. Wir kaufen Häute u. Pelze. Phone 4642. 208-22nd Str., West. Saskatoon, Sask. (4—20—29.)

DR. ARTHUR L. LYNCH
Fellow Royal College Surgeons.
Specialist in
Surgery and Diseases of Women.
Post Graduate of London, Paris and Breslau. Office hours: 2 to 6 P. M.
— Rooms 501 Canada Building, —
SASKATOON, SASK.
Opposite Canadian National Station.

J. P. DesROSIERS, M.D., C.M.
Physician and Surgeon.
Office:
C. P. R. Block, SASKATOON.
Phones:
Office 4331 — Residence 4330.

Dr. E. B. Nagle
Zahnarzt.
105 Bowerman Block, Saskatoon.
Telephon 2824.
Abends nach Vereinbarung.

E. B. Hutcherson, M.A.
Crown Prosecutor. Anwalt, Sachwalter und Notar. Agent für das C. P. R. Land-Department.
— Geld zu verleihen. —
Hauptbüro in
Kerrobert, Sask. — Telephon 35.
Macklin, Sask., — Telephon 76.

Haben Sie schon das neuerschienene Gesang- und Gebetbuch der deutschen Katholiken Nordamerikas, das „Salve Regina"?
Neue und verbesserte Auflage

Enthält die schönsten **deutschen Kirchenlieder, die lateinischen Meßgesänge** f. Kirchenchöre, die wichtigsten **Gebete u. Andachten. Leicht lesbarer Druck.** Das neue „Salve Regina" ist unbedingt nötig in allen deutschen katholischen Gemeinden, für alle Kirchenchöre, sowie für alle deutschsprechenden Glaubensgenossen, die fern von Priester und Kirche leben. — Der Preis ist so niedrig wie möglich festgesetzt; die Einnahmen aus dieser Auflage decken nur die Herstellungskosten.

Einfach, aber dauerhaft gebundenes „Salve Regina" $1.00
In solides Leder geb. „Salve Regina" mit goldenem Titeldruck $1.50
Prachtausgabe $2.50

Die beiden letztgenannten Bücher zu $1.50 und zu $2.50 **eignen sich besonders gut für Geschenkzwecke.**

Schreiben Sie sofort (unter Beifügung des Geldbetrages) an:

„Salve Regina"
1835 Halifax Street REGINA, Sask.

Schiffskarten
von Hamburg nach Canada

Ihre Verwandten und Freunde in Deutschland, die zu Ihnen kommen wollen, sollten VORAUSBEZAHLTE HAPAG-FAHRKARTEN haben, um prompter Beförderung und der Unterstützung unserer europäischen Organisation sicher zu sein. Regelmässige Abfahrten von Hamburg nach Halifax.

New York—Europadienst
Regelmässige Abfahrten von New York nach Hamburg via Cherbourg, Southampton und Queenstown.

HAPAG-GELDÜBERWEISUNGEN:
Schnell, billig und sicher
Auskunft bei Ihrem lokalen Agenten oder

HAMBURG-AMERIKA LINIE
274 MAIN STREET, WINNIPEG, MAN.
614 St. James Street, W. MONTREAL — Adams Building EDMONTON, ALTA.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten

Epistel: Epheser 4. 23 — 28

Brüder! Erneuert euch im Geiste eures Gemütes, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit. Darum leget ab die Lüge, redet Wahrheit ein jeder mit seinem Nächsten: denn wir sind Glieder unter einander. Zürnet ihr, so sündiget nicht: die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorne. Gebet nicht Raum dem Teufel! Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, ihm dem, der Mangel leidet, mitzuteilen.

Evangelium: Matth. 22. 1 — 14

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern u. Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus, und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit: kommet zur Hochzeit. Sie aber achteten es nicht, und gingen ihre Wege; einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an, und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen, und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.

„Freund, wie bist du hier hereingekommen?"

Aus der ermutigenden Tatsache, daß die Knechte des Königs auf ihres gütigen Herrn Geheiß die Hochzeitsgäste auf den Landstraßen und an den Zäunen zusammenfuchten, zog einer den Schluß, daß es sich um eine gemeine Lustbarkeit, nicht um ein königliches Gastmahl handle, — und er betrat den hohen Festsaal ungewaschen und in schmutzigen Lumpen. Da traf ihn ein vernichtender Blick, und das Herrenwort voll heiliger Entrüstung durchbohrte seine Dreistigkeit: „Freund, wie bist du hier hereingekommen?"

Mit diesem kostbaren Gleichnisse will unser gottmenschlicher Lehrer uns sagen, daß seine werbende Gnade zwar kein Ansehen der äußeren Lebensverhältnisse kennt, daß kein menschliches Vorurteil seiner einladenden Liebe Grenzen setzt, ja, daß sein barmherziger Ruf sogar die Verkommensten aus ihren Lasterhöhlen herbeilockt, daß der Allheilige aber dennoch die Teilnahme an seiner Herrlichkeit von unerläßlichen Vorbedingungen abhängig macht, die das Geschöpf zu erfüllen hat. Von den Hochzeitsgästen war manch einer aus der Gosse aufgelesen, alle aber gefielen dem Könige, weil sie sich festlich geschmückt hatten, wie es ihre beschränkten Möglichkeiten erlaubten. Einer nur erregte des Königs allerhöchstes Mißfallen, weil er das Heiligtum betreten hatte wie eine Spelunke, und den mußten die Knechte ergreifen, binden und in die äußerste Finsternis hinauswerfen.

Wenn das seelendurchforschende Auge Jesu seinen Apostelkreis zärtlich durchflog, mag wohl wie bei einer Sonnenfinsternis ein trüber Schatten an seinem Strahlenblick vorübergeglitten sein. Denn unter den Zwölfen war einer, den die Erlösergnade nicht reinwaschen, die langmütige Heilandsliebe nicht festhalten konnte, einer, der verloren war, bevor er sich dem Herrn anschloß, und verloren blieb, während er dem Gottmenschen diente. Aber dieselbe göttliche Vorsehung, die des Verräters Seelenverfinsterung bis zum Ausreifen der dunkelsten aller menschlichen Untaten zuließ, hat auch für einen Judas zahllose und mannigfaltige Gnadensternlein aufleuchten lassen, die in seine Verdüsterung hineinwinkten. Auch er hätte seinen Sinn noch ändern, seine Seele noch reinbaden und das hochzeitliche Kleid noch demütig anlegen können, das die übrigen Apostel mit plumpen, aber gutwilligen Händen begierig ergriffen und in Ehren trugen am Tische ihres Herrn.

Und wenn das allerreinste Gottesauge heute Umschau hält unter denen, die an seinem Abendmahltische sitzen, ob es da nicht auch Töchter und Söhne des Verderbens erblickt, die nicht über die goldene Brücke des göttlichen Erbarmens und auf den Füßen der Heilsbegierde hergeeilt, vielmehr wild und trotzig eingedrungen sind, wie Aufrührer einen Palast erstürmen, oder die sich hineinmöglichen ließen mit ein wenig Verlangen nach dem himmlischen Gastmahle, ohne sich aber die Mühe genommen zu haben, ihre Seele umzukleiden? So manchen, den wir am heiligen Orte und in königlicher Gesellschaft treffen, möchten wir vorwurfsvoll fragen: „Freund, wie bist du hier hereingekommen?"

Wir beachten viel zu wenig, daß die **Ehrfurcht** die Vorbedingung allerwahren Religiosität und echten Tugend ist. An **Respekt** vor dem hochedlen Gastgeber und seiner Tischgesellschaft fehlte es vor allem dem Manne, der in die äußerste Finsternis geworfen wurde. Er wollte wohl Anteil an den Freuden der Tafel und den Genüssen der Festlichkeit, vielleicht aber hatte er sich nur aus Langeweile von den Knechten des Herrn hereinlocken lassen, um seinen entbehrungsreichen Müßiggang zur Abwechselung durch üppige Schwelgerei zu unterbrechen. Für des Königs glänzende Majestät hatte er kein Auge, für seine hinreißende, herablassende Liebenswürdigkeit kein Gefühl. Darum gab er sich nicht die geringste Mühe, sich der erhabenen Umgebung irgendwie anzupassen. Anstatt sich anständig zu kleiden und zu benehmen, verunzierte er die Hochzeit.

Solche Genießer ohne **Ehrerbietung** und Seelenmüßiggänger, die weder für Gott noch aber an sich selber arbeiten, sind nicht ganz selten in der Kirche Christi. Ihr ganzes Gebaren verrät entweder verfeinerte Genußsucht des Geistes oder aber einfach Ueberdruß an der Religiosität. In einer flüchtigen Laune, die das Weltkind in die Gemeinschaft der Heiligen lockt, gaben sie dem Drängen der Heilsboten nach. Ihr Wille greift ehrfurchtslos nach dem Höchsten, Heiligsten; er greift aber nicht reinigend und umformend ins eigene Innere. Alles ist für sie da; sie aber gehören, wie sie meinen, nur sich selber an. Die Gottesidee ist ihnen allenfalls ein angenehmer, tröstlicher Gedanke, keine furchtbare Wirklichkeit und gebieterische sittliche Größe. Wenn sie gerade sonst nirgends geladen sind, d. h. wenn das Bewußtsein ihrer Verlassenheit und Haltlosigkeit, die Ahnung vor Zwecklosigkeit ihres verlorenen Daseins und ihrer unausgewerteten Heilsgelegenheiten ihnen aufgeht, wenn die Seelenöde und der Herzensdurst über sie kommt, dann hat der Missionar leichte Arbeit, aber er erreicht nur ihre äußere Eingliederung in die Kirche, nicht ihre innere Läuterung und Heiligung. Sie werden künftig Anteil nehmen an den kirchlichen Veranstaltungen, besonders jene, die den Sinnen schmeicheln, aber sie werden es tun, wie sie ehedem den Vergnügungen und Genüssen des Neuheidentums nachjagten. Geistreichelnd, nicht geistig, frömmlerisch, nicht fromm sind solche religiöse Mitläufer ohne **Gottesfurcht** und **Achtung** vor der Heiligkeit. Bei festlichen Gelegenheiten, Prozessionen, Wallfahrten, Umzügen usw. wirken sie gerne mit. Was aber einzig notwendig wäre, das Wirken mit der Gnade, das versäumen sie sträflich.

Täuschen wir uns nicht, ihrer sind in unserer ehrfurchtslosen, veräußerlichten Zeit mehr, als man denkt! Ja, um uns nur die ganz herbe Wahrheit einzugestehen, in uns allen steckt etwas von jener Neigung zum Hochzeitfeiern ohne hochzeitliches Gewand. Wir alle sind mehr oder weniger vom Zeitgeist der Selbstüberhebung und Oberflächlichkeit angesteckt. Die im bürgerlichen und häuslichen Zusammenleben als veraltet beiseitegelegte Ehrfurcht und der sittliche Ernst, der heute vielfach als Schulmeisterei verhöhnt wird, diese beiden läßt der moderne Mensch auch in seinen Verhältnisse zum Allerhöchsten, Allheiligen vielfach außer acht. Der Herr, so denken wir, soll uns nehmen, wie wir sind, anstatt daß wir in Ehrfurchtsschauern ahnend erkennen, wer unser Herr ist, und uns zitternd eingestehen, was er unerbittlich von uns fordert. Der Unglückselige, den uns Jesus im heutigen Evangelium schildert, sprach vielleicht auch noch zu sich selber: Genug, daß ich überhaupt da bin. Weit besser aber wäre ihm gewesen, er wäre draußen geblieben. Besser, Gott nicht kennen als seiner spotten. Besser in Unwissenheit und Verkommenheit auf der Landstraße als in unhochzeitlichen Kleide im königlichen Palaste. Besser, weil besser ein Heide ohne religiös-sittliche Verantwortlichkeit als ein schlechter, unehrerbietiger Christ!

Richten wir aber nicht andere. Denn schon schreitet der große König selber die endlos lange Reihe seiner Geladenen entlang. Lassen wir ihm in ehrfurchtsvoll abwartendem Schweigen das Wort. Wie aber, wenn er nun an unserem Nachbarn, an dessen unhochzeitlicher Seelenverfassung wir uns soeben noch aufgehalten haben, mit gütigem Lächeln vorübergingge, weil er von seinen grünen Lorbeen doch wenigstens noch die besten in Demut und Ehrerbietung zusammengesucht und das Gott Mißfälligste in heiliger Entschlossenheit von sich geworfen hat, während der Gastgeber vor uns mißfällig stehen bliebe, weil das, was wir zu seiner Ehre angelegt haben, nicht unser Bestes ist, und weil wir das, was uns seiner Tischgenossenschaft unwürdig macht, nicht restlos abgeworfen haben? Wie, wenn wir, die wir uns als des Herrgotts Stammgäste so mancherlei herausnehmen und glauben, auf unseren Platz an seiner Seite ein unverlierbares Anrecht zu haben, einmal hören müßten, daß es nicht am Herrn, wohl aber an uns gefehlt hat, daß wir uns zwar im Heiligtume bewegt, nicht aber geheiligt haben!

Weise Leute tragen ihren Mund im Herzen

Was im Herzen liegt, das ist tief verborgen. Den Menschen ist es nicht gegeben, die Gedanken anderer zu entziffern, wenn dieselben uns diese nicht durch Handlungen, Mienen, Gebärden oder durch Worte zu erkennen geben. Unser Sprichwort nennt nun denjenigen einen Weisen, der es versteht, seine Zunge zu zähmen, so daß er nicht alles, was er denkt, sofort über das Gehege der Zähne springen läßt.

Außerordentlich wichtig ist das zunächst einmal für ein friedliches Zusammenleben mit anderen Menschen. Ist dieses auch noch so schön, es kommen doch immer wieder Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse vor. In den meisten Fällen ist damit Aufregung verbunden. Diese läßt uns nicht klar urteilen und so schlüpft leicht ein Wort über die glatte Zunge, das nicht so gemeint ist. Hätten wir uns ruhig Zeit genommen, die Sache zu überlegen, dann hätten wir uns wahrscheinlich anders zur Sache gestellt. In den meisten Fällen wird aber dieses unbedachte Wort von dem, gegen welchen es fuhr, in allem Ernste aufgenommen, und er weiß dann, ebenso unbedacht, mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Gleich Bomben, aber nicht mit knallosem Pulver, fliegen d. geharnischten Worte hin und her, verletzen immer mehr und haften mit ihren Widerhaken tief im Herzen, wo sie bitterlange, oft lebenslängliche Feindschaft begründen.

Noch viel schlimmer wird es, wenn einer inbezug auf seine Aeußerungen über andere Mitmenschen die Zunge nicht im Zaume zu halten weiß. Eine in dieser Richtung nicht gezähmte Zunge ist die Anstifterin von vielem Herzeleid und unerhörtem Elend. So gar leicht wird sie zur Ehrabschneiderin und Verleumderin. Von einer solchen Zunge sagt das Sprichwort: Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein. Jeder, der es schon an sich oder anderen erfahren hat, weiß, was es heißt, durch Ehrabschneidung oder Verleumdung um Ehre und guten Namen gebracht zu werden. Verachtungswürdige Menschen sind es, die ihre Zungen in das Gift der Unwahrheit tauchen und dieses Höllengift dann überallhin verspritzen, um dem Nächsten zu schaden. Gegen Mörder und Diebe kann man sich schützen; aber solchen Teufelsknechten gegenüber sieht auch der Weiseste und Stärkste machtlos da.

Eine gezähmte Zunge in ein feiner Vogel, sagt ein anderes Sprichwort; aber wir müssen uns bestreben, unsere Zunge im Zaume zu halten. Ernste Christenpflicht ist es, niemals durch die Zunge zu sündigen.

Das beste Mittel, um dieses hohe aus schöne Ziel zu erreichen, ist, stets mit den Gefühlen der christlichen Nächstenliebe von unserem Nächsten zu denken. Sind wir mit dem Nächsten durch die aufrichtige, uneigennützige Nächstenliebe verbunden, dann ist im Herzen kein Raum für den schwarzen Haß, und die Zunge, welche des Herzens Dolmetsch ist, kann nichts hervorbringen, was das schöne Einvernehmen stören könnte.

Veritas.

Amerikafahrt einer akademischen Berufsorganisation

Der „Bund angestellter Akademiker technisch-naturwissenschaftlicher Betriebe e. V." veranstaltet im Herbst dieses Jahres eine Studienfahrt nach den Vereinigten Staaten. Mit der Organisation der Gesellschaftsreise wurde die Hamburg-Amerika Linie betraut. Die Teilnehmer werden New York, Chicago, Washington, Philadelphia, Detroit, die Niagara Fälle und Buffalo besuchen und das amerikanische Wirtschaftsleben namentlich von der mit ihren beruflichen Interessen verwandten Seite studieren. Die Veranstaltung erhält eine besonders interessante Note dadurch, daß die Seereisen mit den beiden größten deutschen Motorschiffen „St. Louis" und „Milwaukee" der Hamburg-Amerika Linie zurückgelegt werden. Die Ausreise ist auf den 9. Oktober ab Hamburg Cuxhaven festgesetzt, während die Rückfahrt von New York aus am 9. November angetreten wird.

Vom Büro Louis Weickum.

Theresia Neumann

(Fortsetzung von Seite 6)

res Ende einen natürlich gewachsenen Kolben trägt, so ähnlich wie ein Maiskolben, nur kleiner. Hierauf belustigen sie sich damit, spöttische Knixerl vor Ihm zu machen. Ueber die Verachtung, welche in diesen lächerlichen Knixerln liegt, könnte ich mich besonders aufregen. Dazu spucken sie Ihm ins Gesicht und ergehen sich dabei in dem ausgelassensten Gelächter über die Wehrlosigkeit des Gebundenen. Der Heiland macht öfter den Mund auf, wie um leichter Luft zu bekommen und als wenn Ihn dürsten würde. Dabei spuckt Ihm einer direkt in den Mund und das tut jetzt dem lieben Heiland schon recht weh. Zugleich sehe ich, daß der doch auch schon unerträgliche körperliche Schmerz für den Herrn noch lange nicht das Schlimmste ist. Er läßt ja alles, was seinen rohen Peinigern gerade einfällt, widerstandslos und schweigend über sich ergehen und blickt immer wieder zum Himmel auf. So sehe ich, daß der liebe Heiland auch innerlich überaus traurig und betrübt ist. Wenn ich dies jetzt alles so erzähle, ist für mich das nicht leicht. Mich so an alles zu erinnern, tut mir doch recht weh."

Zu anderen Zeiten läßt Theresia wohl in dem Tone ihrer Stimme auch eine fröhliche Heiterkeit durchscheinen, die in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ansteckend wirken kann. Jetzt dagegen liegt bei der Erzählung des Leidens in ihrer Stimme meist eine wehe Klangfarbe gleich einem charakteristischen Unterton, welcher die innere Erregung nicht unschwer erraten läßt. Je weiter sie in der Erzählung des Leidens fortschreitet, um so öfter sucht sie sich mit der Hand der unwillkürlich aufsteigenden Tränen zu erwehren.

(Fortsetzung folgt)

Der älteste Dampferpassagier

Am 7. August traf der älteste Dampferpassagier der Welt, Professor Hermann Frueauff aus Allentown, Pennsylvania, mit dem Hapag Motorschiff „St. Louis" in Hamburg ein. Bereits im Mai des Jahres 1857 überquerte Professor Frueauff den Atlantik zum ersten Male. Er fuhr damals auf dem ersten Dampfer der Hamburg-Amerika Linie, der 2000 Tons großen „Borussia", von New York nach Hamburg. Jetzt hat dieser Veteran unter den Passagieren der Hapag zum siebenten Male die Reise über den Ozean zurückgelegt, um noch einmal seine alte Universitätsstadt Jena zu besuchen. Im September kehrt Professor Frueauff, der auf allen seinen Europafahrten der Hamburg-Amerika Linie treugeblieben ist, wieder nach den Vereinigten Staaten zurück.

Vom Büro Louis Weickum.

Pitzel's Meat Market

hat alle Sorten von Fleisch zum Verkauf. — Das ist der Platz, wo man das Beste zu billigen Preisen bekommen kann. — Wir kaufen Rinder, Schweine, Schafe und Geflügel und bezahlen höchste Preise.

Pitzel's Meat Market

Livingstone St. HUMBOLDT, Ph 24

Mehl

Ogilvie's Royal Household	$5.50
Ogilvie's Rolled Oats, 20 Pf.	1.25
Superior Mehl	4.50
Prairie Rose Mehl	4.00
Whole Wheat Flour	3.75
Bran	1.25

(Spezieller Preis für Quantitäten.)

No. 1, 2 und 3 Weizen wird auf Mehl oder Futter eingetauscht, oder des Farmers eigenes Getreide wird gemahlen zu 25c. per Bushel, indem er das Mehl, die Kleie und Shorts von seinem eigenen Getreide erhält.

McNAB FLOUR MILLS
Limited
HUMBOLDT

Eine Medizin, die befriedigt. „Ich bin tatsächlich erstaunt über die Wirkung, die ich durch den dreiwöchentlichen Gebrauch von Forni's Alpenkräuter erzielt habe," schreibt Herr Henry Heger aus Cleveland, Ohio. „Mein Appetit ist bedeutend besser, mein Stuhlgang regelmäßig, und mein Schlaf jetzt und ruhig; ich bin mehr als zufrieden mit dieser Medizin." Diese Erfahrung wird jeder machen, der eine Woche lang dieses ausgezeichnete Heilmittel versucht. Es wird nicht durch den Drogenhandel vertrieben, sondern von besonderen Lokalagenten, die es direkt aus dem Laboratorium von Dr. Peter Fahrney & Sons Co., Chicago, Ill., erhalten; geliefert.

Zollfrei geliefert in Kanada.

UNTERSTUETZT DIE GESCHAEFTSLEUTE DIE HIER ANZEIGEN!

An Hauterkrankung Leidende, versucht diese Probe.

Eine reine, Schutz gewährende Behandlung. — Werden Sie gemartert mit der Qual brennenden Hautjuckens, das sich nicht beseitigen lassen will? Haben Sie wunde Flecken, Krusten, Ausschläge, Geschwüre der Hauterkrankung? Versuchen Sie die reine, kühlende Flüssigkeit D.D.D. Sie dringt in die Haut ein, beruhigt u. heilt die gereizten Zellen. Eine 35c Flasche bestätigt dessen Wert oder Ihr Apotheker erstattet Ihnen das Geld. — D.D.D. bedeutet Hautgesundung. (Gebrauchen Sie nur D.D.D. Seife.) 1008

Emil Gasser's Apotheke

Sichere Genesung allen Kranken

durch die wunderwirkenden

Exanthematisch. Heilmittel

(auch Hühneraugenmittel genannt). Erläuternde Circulare werden portofrei zugesandt.

Einzig allein echt zu haben von *John Linden*, Spezial-Arzt und allein gem. Verfertiger des einzig echten, reinen exanthemat. Heilmittels.

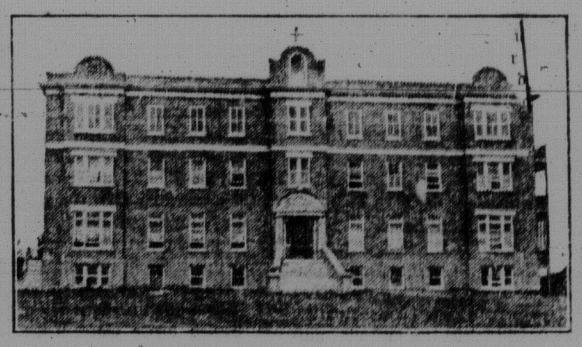
Cleveland, Ohio., Brooklyn Station

Dept. W. Letter Box 2273

Man hüte sich vor Fälschungen, falschen Anpreisungen

ST. URSULA'S ACADEMY

BRUNO, SASK.



Die Ursulinen-Schwestern empfehlen ihre Kurse:

Preparatory, High School und Musik

Um weiteren Aufschluß wende man sich an:

The Mother Superior, St. Ursula Convent
Bruno, Sask.

Jede Anzeige im

St. Peters Boten

erreicht Tausende von Lesern.

Wenn Sie etwas verkaufen oder kaufen wollen, Arbeiter oder Arbeit suchen lassen Sie es im „St. Peters Boten" anzeigen und Sie werden gute Erfolge erzielen.

Ebenfalls wird Druckarbeit aller Art: Briefbogen, Kuverte, Reklamen und Büchlein, Visiten- und andere Karten und Sonstiges prompt und für mäßige Preise geliefert von

St. Peter's Press

Muenster Sask.

Fuer die Farmer

Hinkende Hühner: Vorsicht! Tuberkulose!

Wenn auf dem Geflügelhofe ein Huhn beobachtet wird, das hinkt, so denkt wohl der Besitzer des Tieres, es habe sich geklemmt oder einen Nagel in den Fuß getreten, vielleicht auch gerissen. Ist in einigen Tagen das Uebel nicht beseitigt, so wird die Henne wohl auch gefangen und untersucht. In der Regel kann man aber dabei nichts feststellen, und man läßt das Tier eben wieder laufen. Wenn nun auch zuweilen das Hinken auf eine der vorhin genannten Ursachen zurückgeführt werden kann, so liegt die Sache doch meist viel tiefer, indem es sich um eine der schwersten Krankheiten handelt, die wir beim Geflügel haben, nämlich die Tuberkulose.

Bekanntlich ist die Tuberkulose eine Seuche, die das Geflügel arg mitnimmt. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, manche Geflügelzuchten sind infolge Tuberkulose schon vollständig vernichtet worden; sicher haben alle aber schwer darunter zu leiden. Und dabei ist die Geflügeltuberkulose eine Krankheit, der man mit Arzneien gar nichts beikommen kann, die sich im übrigen aber auch sehr schwer feststellen läßt. Gerade hierauf oft beruht ihre außerordentlich große Verbreitung.

Eines der ersten Kennzeichen nun, daß das betreffende Huhn von der Tuberkulose befallen ist, ist sein hinkender Gang. Wer also auf seinem Gehöft einen solchen Hahn oder eine solche Henne hat, der muß darauf gefaßt sein, daß es sich um Tuberkulose handelt.

Bei genauer Beobachtung eines solchen Huhnes wird es sich herausstellen, daß das betreffende Tier in allen seinen Bewegungen matt und unlustig ist. Auch das Fressen scheint ihm keinen Spaß zu machen. Am liebsten hockt es mit gesträubtem Gefieder in irgend einer Ecke. Sein Blick ist verschleiert, sein Aussehen blaß. Auffallend ist auch, daß es immer leichter wird, obwohl es zunächst noch legt.

Werden diese Feststellungen gemacht, dann sollte es kein langes Hinzögern mehr geben, sondern das Huhn muß alsbald geschlachtet werden. Stören die Krankheit noch nicht lange besteht, das Huhn also körperlich noch nicht zu sehr heruntergekommen ist, ist sein Fleisch noch genießbar. Es werden dann die mit Tuberkeln behafteten Teile, das sind vor allem die Leber und der Darm beseitigt, also verbrannt oder tief vergraben, nicht etwa achtlos auf den Hof geworfen, wie das leider vielfach geschieht; denn wenn dann andere Hühner kommen und an diesen mit Tuberkelknoten behafteten Teilen picken, werden sie auch sofort von dieser Krankheit befallen. Ist aber eine tuberkulöse Henne vor dem Zusammenbrechen demgemäß stark abgemagert, dann wird sie wohl niemand mehr genießen wollen, wie denn überhaupt eine auch schwach tuberkulöse Henne sicherlich nicht jedermanns Geschmack ist.

Nun wird vielleicht mancher Geflügelzüchter bei sich sagen: „Man kann doch die Hühner gegen die Tuberkulose impfen lassen!" Aber das Wort „gegen" paßt hier insofern nicht, als durch Impfen nur festgestellt werden kann, ob das Huhn die Tuberkulose hat, ein Heilmittel dagegen ist das Impfen jedoch nicht. Immerhin ist es sehr wertvoll, zu wissen, welche Tiere des Geflügelbestandes die Tuberkulose in sich haben, können sie doch nun schnellstens beseitigt oder noch verwertet werden. Allerdings muß das Impfen öfters vorgenommen werden, da Hühner, die sich das erstemal als gesund erwiesen, inzwischen ja ebenfalls erkrankt sein können.

Gibt es nun gegen die Tuberkulose des Geflügels auch kein Heilmittel, so kann der Besitzer doch gegen ihre weitere Ausbreitung ankämpfen, indem er täglich die Stallungen, den Scharraum, den Laufplatz usw. reinigt, da durch die Bazillen, die darin sitzen und aufgepickt werden, sich die Krankheit fortpflanzt. Auf keinen Fall darf es unterlassen werden, die genannten Räume, auch die Reiter, häufig zu desinfizieren.

Gehen die Geflügelzüchter in dieser Weise vor, dann werden hinkende Hühner bei ihnen immer seltener werden, d. h. ihr Hof wird doch endlich frei werden von der Geflügeltuberkulose.

50 Jahre nach Leos XIII. Enzyklika gegen den Sozialismus

(Fortsetzung von Seite 1)

mehr davon, was Beruf im Vollsinn bedeutet. Es ist metaphysische Berufung zu einer spezifischen Funktion im Gesellschaftsorganismus. Zweck des Berufes ist einerseits die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und anderseits Dienst an den Mitmenschen. Weil das moderne Wirtschaftsgetriebe weitgehend aufgeräumt hat mit den persönlichkeitserfüllenden Berufen, darum legt man heute den Hauptakzent auf das zweite Berufselement: Dienst an den Mitmenschen. Man tut es nicht ungeduldig; denn die Sehnsucht, im Berufsschaffen seine ganze Persönlichkeit auszuleben, läßt sich nicht erschlagen. Der Mensch will, wenn er nicht schon ganz stumpf geworden ist, humano modo (auf menschliche Weise) teilnehmen an Gottes Schöpfertätigkeit; er will mitdenken, mitfühlen können in seiner Berufsarbeit, er will ein Ureigenes geben können, das keiner vor und nach ihm zu geben vermag. Die zentralistisch großbetriebliche Produktionsweise des Kapitalismus mit ihrer Arbeitsrationalisierung verunmöglicht es dem, der an ihr Räderwerk gefesselt ist, berufstätig im schöpferischen Sinne zu sein. Sie macht ihn nicht zur Maschine, nein, zum Maschinenbestandteil. Man denke an das laufende Band der Fordischen Betriebe. Nur erbärmlichste Fragmentarbeit kann hier der Proletarier leisten. Hat jemand die Stirn, von ihm zu verlangen, daß er darin seinen Beruf erblicke, daß er diese Wirtschaftsweise als eine „gottgewollte" Ordnung betrachte? Da das Proletariat keinen wirklichen Beruf, sondern nur einen Erwerb, ein Geschäft um der nackten Daseinsfristung willen hat, ist es auch standlos; denn Stand ist ja nichts anderes als eine Gruppe von Familien gleichen Berufes. Die Klasse hat den Stand verdrängt, das Klassenbewußtsein das Standesbewußtsein. Nicht eigene Torheit oder die Böswilligkeit der sozialistischen Demagogen in erster Linie haben die Klassenkampfstimmung der Proletarier erzeugt, sondern vor allem die mit der Berufs- und Standlosigkeit notwendig gegebene gesellschaftliche Deklassierung. Heute hat sich infolgedessen das Proletariat vollkommen von der Bourgeoisie losgelöst. Der Proletarier wirbt in der Regel nicht mehr um die gesellschaftliche Respektierung und Anerkennung durch die Mitglieder der bürgerlichen Kaste. Er findet sein Genügen an seiner Klasse. Damit ist die Klassenscheidung in der schärfsten Form Wirklichkeit geworden. Wenn wir nur lesen könnten in den Seelen dieser Entrechteten und Entwürdigten! Wir würden begreifen, daß sie nichts anderes wünschen, als die Beseitigung d. kapitalistischen Wirtschaft, die sie zur Besitz-, Berufs- und Standlosigkeit verurteilt. Keiner, der den Kapitalismus verteidigt und nur gegen seine „Auswüchse" wettert, kann bei ihnen Gehör finden, sondern nur der, welcher ihnen die Ueberwindung des ungebundenen, zentralistischen, Kapital und Arbeit zerreißenden kapitalistischen Wirtschaftssystems verheißt.

Natürlich müssen wir sagen, daß der Sozialismus zwar den Kapitalismus zerschlagen, nicht aber eine der menschlichen Persönlichkeit wirklichgemäße Sozial- und Wirtschaftsordnung aufbauen kann. In religiöser Hinsicht ist zu sagen, daß die Leugnung der Erbsünde, die Verkennung der Erlösernotwendigkeit durch Christus, der Verzicht auf seine Gnaden, jeden wahrhaften Aufbau unmöglich macht, nur einen Krieg aller gegen alle in irgendeiner Form begründet. In wirtschaftlicher Hinsicht ist zu sagen: Der Sozialismus wird, einmal zur Alleinherrschaft in Europa gekommen, seine „Planwirtschaft" einrichten mit der Wirkung, daß an Stelle des Unternehmertums von heute die „Gesellschaft", die ja nur eine Fiktion, ein bloßer Name ist, tritt. Das Freiheitsprinzip des Kapitalismus, das ja für die wirtschaftlich Ohnmächtigen ohnedies den Charakter eines machiavellistischen Vergewaltigungsprinzips hat, wird durch den Sozialismus beseitigt werden, nicht aber wird beseitigt werden: die zentralistische Organisation der Produktion und die Trennung von Kapital und Arbeit. Denn der Sozialismus glaubt ja an den endlosen technischen Fortschritt und dieser Glaube läßt ihn auf den Wirtschaftszentralismus schwören. Er will nicht, daß der Proletarier zum Besitzer von Produktionsmitteln werde, sondern daß auch die wenigen Kapitalbesitzer von heute um ihren Besitz gebracht und dieser zum Alleineigentum der „Gesellschaft" erklärt werde. Die Trennung von Kapital und Arbeit, die sich in der kapitalistischen Wirtschaft darstellt als der Gegensatz von Unternehmerschaft und Proletariat, wird sich in der sozialistischen Wirtschaft in dem Gegenüberstehen von kapitalbesitzender „Gesellschaft" und besitzlosem Proletariat darstellen.

(Schluß folgt)

Pierre l'Ermite:

Das Höchste auf Erden

Er war ein prachtiger Jüngling. Alles, was die Natur geben kann an Schönheit, Geist und Willenskraft, war ihm zuteil geworden. Er lernte vielerlei, was ihn interessierte, und wußte das Gelernte gut zu verarbeiten. Seine Umgebung ahnte: „Der wird einmal eine herrliche Laufbahn machen!"

Ihm selbst entgingen seine Vorzüge nicht; er kannte sie nur zu gut. Man erlaubt sich ja oft das Unrecht, die Seele eines Jünglings durch Schmeichelei zu vergiften. Von seiner Aufgabe auf Erden machte er sich ein großartiges Bild. — „Ich will etwas werden, ich will etwas leisten", sagte er sich. Es dürstete ihn nach Ruhm, nach Weltruf. Aber, um solche Früchte ernten zu können, muß man nach ihnen greifen. Da lag die Schwierigkeit. Aengstlich wiederholte er sich oft: „Ich will etwas werden — aber was? Ich will etwas leisten — aber wie?"

Manchmal dachte er an die großen katholischen Gelehrten: an Ampere, Pasteur. Er sagte sich: „Ich werde ein Gelehrter — und durch meine Wissenschaft ein Wohltäter der Menschheit!" — Er sah sich über Retorten gebeugt, Heilmittel entdeckend, sah wie er ein Serum entdeckte, das die Tuberkulose, den Krebs, den Aussatz besiegen würde. Er sah, wie Jahrhunderte ihn verehrten und bewundernd seinen Namen nannten. Er dachte an den Dank aller jener, die durch seine Wissenschaft geheilt würden. . . .

Dann wieder weckte der Ruhm eines Alexander, eines Cäsar, eines Napoleon seine Aufmerksamkeit. Er sagte sich: „Ich werde Soldat!" — Im Geiste sah er schon seine künftigen Eroberungen. Was braucht's zum Sieg? Kühnheit . . Er besaß sie. Klaren Blick, Geistesgegenwart. Er war tapfer, flink, entschlossen. Und nach den Eroberungen werde er gute, christliche Gesetze erlassen, Gesetze der Ordnung und des Friedens; und sein Vaterland wird ihm dankbar sein . . .

Um zu diesen wissenschaftlichen oder kriegerischen Erfolgen zu kommen, verschlang der Jüngling zahllose Werke menschlichen Wissens: der großen Astronomen, der Mathematiker, der Chemiker, der Rechtsgelehrten, der Generäle; alles las er mit einer wahren Gier. Eines Tages kam ihm ein ganz bescheidenes Büchlein in die Hand, dem Aeußeren nach recht unbedeutend. Schon wollte er es verächtlich beiseitelegen. „Doch" dachte er, „man muß alles kennen." Es war eine kleine Schrift **über die heilige Messe**. Schon bei den ersten Zeilen war er ganz ergriffen. Eine neue Welt ging ihm auf. Der Verfasser, ein tüchtiger Theologe und packender Schriftsteller enthüllte seinem Geiste bisher unbekannte Wunder. Er vernahm, daß die größte, die höchste Tat, die überhaupt auf Erden vollbracht werden könne, die Feier der hl. Messe sei. Während der hl. Messe umschweben den Priester die Engel und beten den Gottmenschen an, der sich opfert, da freut sich die Gottesmutter, da frohlockt der ganze Himmel, da leert sich das Fegefeuer.

Eine hl. Messe bewirkt mehr Gutes auf Erden als alle Entdeckungen aller Gelehrten, als hundert Schlachten siegreicher Feldherren. Denn die hl. Messe gibt der göttlichen Dreifaltigkeit durch unsern Heiland Jesus Christus eine unendliche Ehre, die Gottes wahrhaft würdig ist. „Wenn ich bedenke," rief er aus, „daß ich am letzten Sonntag so gleichgültig der hl. Messe beiwohnte, ich weiß nicht . . . aber von jetzt an . . ."

So oft er das Büchlein wieder zur Hand nahm, machte er neue Entdeckungen. Wenn die Erde nicht schon tausendmal von Gott vernichtet wurde . . . wenn keine Sündflut mehr über sie gekommen, wenn nicht mehr das Feuer von Sodom sie verschlungen, so nur deshalb, weil das tägliche Meßopfer die Bosheit der Sünder aufwiegt.

Wie der Unterschied von Tag und Nacht, so groß ist der Unterschied zwischen den ruhmreichen, besten Menschentaten und der Gottestat, dem hl. Meßopfer.

An seinem Studiertisch sitzend, den Kopf über das kleine Büchlein gebeugt, überdachte der Jüngling jedes Wort, das er las. Die Ausführungen des Schriftstellers waren belegt mit den Stellen der hl. Schrift, mit Aussprüchen der Kirchenväter, mit Konzilsdefinitionen, illustriert mit wunderbaren Begebenheiten, deren es ja eine Menge in der Geschichte gibt.

Er glich einem Menschen, dessen Auge soeben in die Sonne geblickt und deshalb die Dinge der Erde nicht mehr unterscheiden kann. Alles um ihn her schien erschreckend bleich. „Nie hätte ich gedacht," sagte er, „daß dieses kleine Büchlein einen solchen Eindruck auf mich machen würde." Nachdem er es gelesen, reihte er es seiner Bibliothek ein. „Auch dieser Eindruck wird wieder verwischt werden, wie so viele andere!" — Und er wandte sich seinen früheren Arbeiten zu.

Die Zeit eilte dahin, aber der Eindruck blieb doch tief. Der so lange mit der Liebe gehegte Traum, ein Ampere, ein Pasteur, ein Napoleon zu werden, bot seinem Gemüte keinen Reiz mehr. „Der Ruhm," sagte er sich, „ist schön, aber er ist doch nur ein Rausch. Napoleon in seinem großen Grabmal im Invalidendom ist nur mehr ein Skelett. — Aber die Wissenschaft? Es gibt etwas, das noch größer, noch schöner ist, etwas, das alles überragt, wie der Schöpfer das Geschöpf: Die hl. Messe, die göttliche Gewalt des Priesters.

Die hl. Messe feiern, ein Machtwort sprechen, das dem Himmel befiehlt, das größte Wunder bewirkt, . . . das Geständnis eines Sünders anhören, ihn lossprechen mit göttlicher Gewalt, . . . an das Sterbebett eines Kranken eilen, ihm die Pforten der Ewigkeit öffnen, taufen, predigen, trösten: Kann es etwas Größeres, etwas Herrlicheres geben auf Erden?"

Nach langen Stunden des Ueberlegens, des Kämpfens entschied er sich:

„Ja, ich will etwas werden: Priester will ich werden! und ich will etwas leisten: die heilige Messe will ich feiern!"

(„Das Neue Reich")

„Schönere Zukunft" weiter ausgestaltet

Der seit Begründung (1925) ununterbrochene Aufstieg der katholischen Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft „Schönere Zukunft" (Herausgeber Dr. Eberle; Druck: Friedrich Pustet, Regensburg) zur weitaus größten Auflageziffer aller ähnlichen Zeitschriften Mitteleuropas (derzeitige offiziell beglaubigte regelmäßige Auflage 16.800) ermöglicht dem Verlag ohne Preiserhöhung vom kommenden 5. Jahrgang an (1. Oktober d. J.) eine weitere Ausgestaltung. Einerseits wird das Format etwas handlicher gestaltet, anderseits der Gesamtumfang der Normalnummer erhöht. Die Textterweiterung soll ausschließlich der „Allgemeinen Weltrundschau" zugute kommen, das heißt jener Rubrik der „Schöneren Zukunft", in der in zahlreichen Notizen, geschöpft aus der führenden Zeitungs- und Zeitschriftenwelt der Hauptkulturländer sowie aus Originalberichten, das vom katholischen Standpunkt aus Interessanteste und für Zwecke der Teilnahme an der katholischen Aktion wichtigste Material an Nachrichten, Dokumenten und Reflexionen gesammelt wird. Diese Mitteilungen, betreffend alle Gebiete der Religion und Weltanschauung; betreffend Wissenschaft, Literatur und Kunst; Philosophie, Geschichtskunde, Recht und Volkswirtschaft; Medizin, Naturkunde und Technik; Universität, Gymnasium und Volksschule; Theater, Film und Rundfunk; Familien-, Gesellschafts- und Staatsleben; alle Seiten der sozialen Frage, auch Fragen wie Judentum, Freimaurerei, Plutokratie, internationale Hochfinanz usw. — werden in ihrer Gesamtheit die wohl aus reichhaltigste Uebersicht dieser Art sein, eine schlechthin unentbehrliche Dokumentensammlung für Geschichte, Prediger und Lehrer, Erzieher, Beamte, Juristen, Aerzte, Unternehmer — überhaupt für alle gebildeten Katholiken.

Natürlich wird nach wie vor auch der Entwicklung des Aufsatzteils der „Schöneren Zukunft" größte Aufmerksamkeit zugewendet. Schon jetzt ist „Schönere Zukunft" hinsichtlich ihres Mitarbeiterstabes an H. H. Kirchenfürsten, Staatsfürsten, ersten Gelehrten und Schriftstellern, die in Aufsätzen die katholischen Grundsätze und praktischen Verhaltungsmaßregeln für Kultur, Politik und Volkswirtschaft darlegen und alle wichtigeren Zeitereignisse nach katholischen Grundsätzen beleuchten, von keiner anderen Zeitschrift übertroffen. Nur werden noch immer weitere allererste Autoren des In- und Auslandes zur Mitarbeit herangezogen. In Zukunft wird möglichste Kürze der Aufsätze angestrebt, anderseits wird nach den mehr grundsätzlichen Erörterungen der ersten Jahre in immer wachsendem Ausmaß Wert gelegt auf Aufsätze für die unmittelbare Praxis. Neben wissenschaftlichen Arbeiten in steigendem Ausmaß Skizzen, Feuilletons schöngeistiger Natur, die in poetischer Form Grundsätzliches besprechen, zur Veröffentlichung gelangen.

Bestellungen (Preis pro Vierteljahr $1.25) beim Verlag (Wien XIX., Nußwaldgasse 14, Oesterreich). Ebendort sind unentgeltlich Probenummern, eventuell ein verbilligter vierteljährlicher Probebezug (Preis 80 Cents) zu haben.

HUMBOLDT **Brusers** LIMITED HUMBOLDT

WHERE EVERYBODY GOES

Mit Pelz besetzte Damenmaentel

Dienstreiche Frauenmäntel! Hergestellt aus gutem ganzwollenem Broadcloth oder Suedine, versehen mit großem Schawlkragen und Manschetten aus Thibetine, gefüttert und zwischengefüttert, damit sie besondere Wärme verleihen. Farbe: schwarz, Navy, Coffee, braun, blau und weinfarben. Eine Extra-Offerte zu **$18.75** per Stück.

Ueberzieher fuer Maenner

Große, dicke Ueberzieher von außergewöhnlichem Werte. Hergestellt aus Chinchilla in blauer und aschfahler Farbe, aus schönem Whitney oder blauem Melton; gefüttert bis zur Hüfte mit schwerem Plüsch und versehen mit großen Sturmkragen. Sie sind Dollars mehr wert, als wir sie verkaufen — zu bloß per Stück **$19.50**

Seidene-u. wollene Frauenstruempfe

Weicher, echter Kaschmirstoff, verbunden mit glänzenden Seidenfäden in reizenden Herbstfarben, machen diese Strümpfe wirklich begehrenswert. Der niedrige Preis bildet eine neue Anziehungskraft. Per Paar **69c**

Neue Filzhuete

Nette kleine Hüte aus feinem Filz in den neuesten Moden und Farben. Jeder **$1.95**

Comforters

Ein sehr niederer Preis, fürwahr, für diese großen, aus gutem Material gemachten Comforters. Der Umschlag besteht aus feinem, geblümtem Chintz und die Füllung aus sanitärer Baumwolle. Größe 60 mal 72. Spezialpreis **$2.95**

Unterkleider

Fuer Frauen

Für die kühlen Tage ist ein Wechsel zugunsten dieser mittelmäßig schweren Unterkleider zu empfehlen. Diese Vests sind aus sehr weichem, weißem Garn mit flaumartigem Fließ versehen. Strap-Style. Außergewöhnlicher Spezialpreis per Stück **69c**

Mittelmäßig schwere Bloomers, aus feiner Sorte weißen Garns gewoben und elastisch gerippt, um Bequemlichkeit zu geben. Mit weitem Zwickel versehen und elastisch an der Taille und dem Knie. Das Paar zu **79c**

Fuer Maenner

Herbstschwere besitzende Kombinationskleider, die aus weichem Fließgarn in der feinen elastischen Webearbeit hergestellt sind. Geschlossene Gabelform-Mode um Bequemlichkeit zu verleihen. Gewöhnlicher Preis $1.95. Spezialpreis per Anzug **$1.50**

Turnbull's, mittelmäßige Herbstschwere besitzende Kombinationen aus Woll- und Baumwollstoffen, aus feinem, weichem Garn gewoben und so geschneidert, daß sie Bequemlichkeit und lange Tragfähigkeit verleihen. Bruser Preis per Anzug **$2.95**

Grocery - Spezialofferten bloss fuer Freitag und Samstag

Cristie's Fancy Biscuits

Feine verschiedenartige Biscuits, kartoniert zu je einem Pfund, zu dem außergewöhnlichen Spezialpreis von **32c**

Eingemachte Birnen, per Büchse **15c** St. Charles Milch, lange Büchse, 2 für **25c**

Spiralförmiges Fliegenpapier, sanitär, per Dutzend **18c**